

Päpstliche Reinigung

Joseph Ratzinger und die Formen der Liebe

„Ich liebe doch alle, alle Menschen. Ich liebe doch alle,“ stammelte Erich Mielke im November 1989 vor den Abgeordneten der DDR-Volkskammer, und die zwischen Belustigung und Empörung schwankende Reaktion seiner Zuhörer bewies, dass Liebesbekundungen auch dann nicht immer auf Begeisterung stoßen müssen, wenn es sich um die allgemeine Menschenliebe handelt.

Üblicherweise wird man aber ein Ministerium – besonders eines für Staatssicherheit – kaum mit der Liebe, auch nicht mit der allgemeinen Liebe zum Menschen, in Verbindung bringen, während die Lage bei religiösen Institutionen eine andere ist. Legt man schon in Kreisen des Islam manchmal Wert darauf, die eigene Religion als „Religion der Liebe“ zu bezeichnen¹, so hat man insbesondere im Christentum kaum eine andere Wahl, als diesen Ehrentitel für sich in Anspruch zu nehmen, da im Neuen Testament immer wieder auf die Liebe Bezug genommen wird. „Wenn ich in den Sprachen der Menschen und Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich ein dröhnendes Erz oder eine lärmende Pauke“, sagt beispielsweise der Apostel Paulus in seinem ersten Brief an die Korinther, und weiter: „Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; doch am größten unter ihnen ist die Liebe.“^{2,3} Dass Joseph Ratzinger zwei seiner drei Enzykliken der Liebe gewidmet hat, muss daher nicht überraschen. In seiner dritten Enzyklika über „Liebe in Wahrheit“⁴ hat er einen Versuch unternommen, die Liebe mit der Wahrheit, seiner katholi-

schen Wahrheit, zu verknüpfen und von diesem Standpunkt aus die Entwicklung der Weltwirtschaft zu beurteilen; mit diesem Versuch habe ich mich bereits an anderer Stelle befasst.⁵ Seine erste Enzyklika „Deus Caritas est“^{5a} widmet sich dagegen eher allgemeinen Aspekten der Liebe und geht der Frage nach, welche Formen sie unter einem christlichen Blickwinkel annehmen sollte. Im Folgenden will ich untersuchen, zu welchen Ergebnissen der Autor dabei gelangt.

Ratzinger lässt schon im ersten Satz keinen Zweifel, worum es geht. „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott bleibt in ihm,“ zitiert er den ersten Johannesbrief,⁶ ohne zu bemerken, dass sich Johannes – und mit ihm auch Ratzinger – damit ein kleines Problem verschafft hat. Gott *ist* die Liebe, heißt es, und nicht etwa: Gott empfindet Liebe oder Gott ist voll von Liebe oder ähnliches. Nein, er *ist* die Liebe, muss also mit ihr identisch sein. Gleichzeitig sagt aber der gleiche Johannes, dass Gott die Menschen liebt.⁷ Verbindet man beide Aussagen, so folgt daraus, dass die Liebe die Menschen liebt: Man fühlt sich an Heideggers inhaltsleere Erkenntnisse über das Nichts und das Ding erinnert, nach denen das Nichts nichtet und das Ding dingt; nun wissen wir immerhin auch, dass die Liebe selbst lieben kann. Mit solchen kleinlichen Problemen hält sich Ratzinger aber nicht weiter auf, sondern er teilt uns mit, wie man sich diese Liebe vorzustellen habe. „So sehr“, zitiert er das Johannes-Evangelium, „hat Gott die Welt geliebt, dass er

seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt ... das ewige Leben hat.“⁸ (1)⁹ Das leuchtet ein. So weit, möchte man ergänzen, geht Gottes Liebe zur Welt und zu den Menschen, dass er eine alles verschlingende Sintflut gesendet hat, weil die Objekte seiner Liebe es am nötigen Gehorsam fehlen ließen, dass er offen zum Völkermord aufrief, sofern ihm die betroffenen Völker gerade im Wege standen,¹⁰ und dass er durch seinen bereits erwähnten Sohn den Menschen übelste Höllenstrafen androhen ließ, falls sie ihr Verhalten nicht nach Gottes Willen ausrichten, der ja, wie erwähnt, der Wille der Liebe ist.¹¹ Ganz zu schweigen von dem Umstand, dass Gottes große Liebe zu den Menschen ihn nicht davon abhält, auch außerhalb des biblischen Kontextes Naturkatastrophen aller Art über sie kommen zu lassen und sie der Gewalt ihrer Mitmenschen auszuliefern.

Doch auch wenn man von diesen unerheblichen Schwierigkeiten der göttlichen Liebe absieht, erhebt sich ein weiteres Problem. Gott, so haben wir aus dem Johannes-Evangelium gelernt, hat seinen eigenen Sohn hingegeben – und das heißt etwas klarer formuliert: umbringen lassen –, damit alle, die an ihn glauben, das ewige Leben haben. Nun ist aber auch Jesus ein Geschöpf Gottes gewesen, und die Kirche betont immer wieder gerne, dass man in ihm einen wahren Gott und einen wahren Menschen zu sehen habe. Bei seiner Erschaffung – in diesem Falle also bei seiner Zeugung durch den Heiligen Geist – hatte Gott aber ein klares Ziel vor Augen: Dieser Mensch sollte die Menschheit erlösen, sei es, weil sie ihm unbesehen folgte und zum Glauben fand, sei es, weil er ihre Sünden auf sich nahm, indem er sich kreuzigen ließ. Selbst wenn der Kreu-

zestod also nicht zwingend vorgesehen gewesen sein sollte, so hat ihn doch der göttliche Schöpfer als eine Option zumindest billigend in Kauf genommen. Nach christlicher Lehre ist aber das menschliche Leben unverfügbar, weshalb ja auch Eingriffe wie Abtreibung oder Präimplantationsdiagnostik grundsätzlich abgelehnt werden und es für einen Christen nicht erlaubt sein kann, menschliches Leben zu erzeugen, um es als eine Art von Ersatzteillager einzusetzen. Wenn also kein Mensch gezeugt werden darf, um durch das spätere Entnehmen von Organen oder auch nur von bestimmten Zellen das Leben anderer Menschen zu retten, dann sollte es auch verboten sein, einen Menschen zu zeugen, dessen Existenz darauf ausgerichtet ist, zur Rettung der Menschheit gewaltsam beendet zu werden. Das Prinzip der Unverfügbarkeit des menschlichen Lebens gilt auch für Gottessöhne, solange man behauptet, dass sie menschlich sind.

Man wird verstehen, dass sich Ratzinger für solche Inkonsistenzen nicht interessiert und uns lieber mitteilt, warum nicht nur Gott uns liebt, sondern wir diese Liebe auch erwidern sollen: Gott biete nämlich seine Liebe „dem Menschen in geheimnisvoller Weise und völlig vorleistungsfrei“ an, er habe uns zuerst geliebt, und deshalb sei die Liebe zu ihm „nicht mehr nur ein ‚Gebot‘, sondern Antwort auf das Geschenk des Geliebtseins, mit dem Gott uns entgegengeht.“ (1) Seltsamerweise haben aber viele von uns schon erlebt, dass sie geliebt wurden oder selbst geliebt haben, das Objekt dieser Liebe aber nicht in der Lage war, die entsprechenden Gefühle zu erwidern. Nur weil jemand zuerst liebt, kann man nicht folgern, dass er zurück geliebt werden *muss*, da Liebe in der Regel als freiwillig betrachtet wird und ein

Liebesgebot gleich welcher Art weit jenseits der Realität steht. Dennoch macht sich Ratzinger nun auf, um „einige wesentliche Punkte über die Liebe ... zu klären und zugleich die innere Verbindung zwischen dieser Liebe Gottes und der Realität der menschlichen Liebe aufzuzeigen.“(1) Die Verbindung zur Realität wollte ihm in seinen einführenden Bemerkungen nicht so recht glücken; sehen wir also zu, wie er in seinen weiteren Ausführungen dem Ziel näher kommt.

Da er die Enzyklika in zwei Hauptteile aufgliedert hat, werde ich mich im Folgenden seiner Systematik anschließen.

Die Einheit der Liebe in Schöpfung und Heilsgeschichte

Zunächst muss er feststellen, dass ihm „ein sprachliches Problem im Weg“ steht, da man mit dem Begriff der Liebe viele verschiedene Bedeutungen verbinde wie beispielsweise die Liebe zwischen Eltern und Kindern oder auch die Liebe zum Beruf. Dennoch erscheine „die Liebe zwischen Mann und Frau, in der Leib und Seele untrennbar zusammenspielen und dem Menschen eine Verheißung des Glücks aufgeht, die unwiderstehlich scheint, als der Urtypus von Liebe schlechthin.“(2) Hier scheint er die Phase überschäumender Verliebtheit ein wenig mit Liebe zu verwechseln, die deutlich ruhiger gestaltet sein kann und sich nicht mehr auf Verheißungen des Glücks einlassen muss, weil das Glück unter Umständen bereits eingetreten ist. Er geht auf diese Frage auch nicht weiter ein, sondern widmet sich nun dem Problem, ob denn alles das, was man unter Liebe verstehe, „eigentlich eins“ sei oder ob „wir nur ein und dasselbe Wort für ganz verschiedene Wirklichkeiten“ gebrauchen (2) – eine durchaus sinnvolle

wissenschaftliche Fragestellung, zu deren Bearbeitung ein Rückgriff auf die psychologische oder auch neurologische Forschung sicher hilfreich wäre. Man kann sich schon vorstellen, dass Ratzinger es vorzieht, andere Quellen zu bemühen.

Um mit seinem Problem voran zu kommen, führt unser Autor die übliche Unterscheidung zwischen Eros und Agape ein, wobei er selbstverständlich den Eros auf die Liebe zwischen Mann und Frau beschränkt und mannhaft ignoriert, dass man gerade im antiken Griechenland, auf das er den Begriff des Eros zu Recht zurückführt, mit solchen Einschränkungen nicht viel im Sinn hatte. Im Alten Testament, so teilt er uns mit, werde „das Wort Eros nur zweimal gebraucht, während es im Neuen Testament überhaupt nicht vorkommt.“(3) Da ich die Vermutung, dass man auch im Vatikan bis zwei zählen kann, nicht von der Hand weisen möchte, nehme ich diese Information gerne hin, frage mich aber, was sie insbesondere über das Alte Testament aussagen soll. Nur weil ein bestimmtes Wort nicht genannt wird, heißt das noch lange nicht, dass ein Text sich nicht über die zugehörigen Inhalte äußert, und im Alten Testament ist das verstärkt der Fall. Josef, der es im Haus des Ägypters Potifar zum Hausverwalter gebracht hatte, „war schön von Gestalt und Aussehen. Nach einiger Zeit warf die Frau seines Herrn ihren Blick auf Josef und sagte: Schlaf mit mir.“¹² Der bekannte König David verliebte sich wegen ihrer Schönheit in die Frau eines Untertanen „und ließ sie holen; sie kam zu ihm und er schlief mit ihr.“¹³ Und das Hohelied Salomos steckt so voller erotischer Anspielungen, dass man gar nicht weiß, wo man anfangen soll. Das sind schon drei Beispiele, weitere lassen sich leicht bei auch nur ober-

flächlicher Bibellektüre finden. Ratzingers Einschätzung der Rolle des Eros im Alten Testament ist daher nicht haltbar.

Im Neuen Testament sieht das tatsächlich anders aus, was vor allem an der zentralen Rolle des Apostels Paulus für die frühe Ausgestaltung des Christentums liegen dürfte. Lohnenswert ist hier ein Blick in den ersten Korintherbrief, wo es heißt: „Wegen der Gefahr der Unzucht soll aber jeder seine Frau haben und jede ihren Mann haben. Der Mann soll seine Pflicht gegenüber der Frau erfüllen und ebenso die Frau gegenüber dem Mann.“¹⁴ Oder: „Der Unverheiratete sorgt sich um die Sache des Herrn; er will dem Herrn gefallen. Der Verheiratete sorgt sich um die Dinge der Welt; er will seiner Frau gefallen. So ist er geteilt.“¹⁵ Die Ehe gilt Paulus somit als notwendiges Übel, als Instrument zur Vermeidung der Unzucht, aber besser wäre es für jeden, auf sie zu verzichten, ganz abgesehen davon, dass außereheliche Unzucht eine Versündigung gegen den eigenen Leib darstellt, den man wiederum als Tempel des Heiligen Geistes aufzufassen hat.¹⁶ Kein Wunder, dass man sich später bei der Verfassung der Evangelien nicht mehr auf erotisch angehauchte Themen einlassen wollte.

Und gerade weil der Eros im Neuen Testament beiseite geschoben worden ist, ist der von Ratzinger nun aufgegriffene Vorwurf entstanden, „die Kirche mit ihren Geboten und Verboten“ vergälte uns „das Schönste im Leben“. (3) Diesen Vorwurf kann er offenbar nicht auf der Kirche sitzen lassen. „Hat das Christentum tatsächlich den *Eros* zerstört?“ (4) Im antiken Griechenland habe man im Eros so etwas wie eine göttliche Raserei gesehen, die alles andere als zweitrangig erscheinen lasse und im Rahmen von Fruchtbarkeits-

kulten auch zur Tempelprostitution geführt habe. Dieser „Perversion des Religiösen“ habe sich das Alte Testament widersetzt, denn „die falsche Vergöttlichung des Eros ... beraubt ihn seiner Würde, entmenschlicht ihn.“ Da die Tempelprostituierten als Objekte missbraucht worden seien, sei „der trunkene, zuchtlose Eros nicht Aufstieg, ‚Ekstase‘ zum Göttlichen hin, sondern Absturz des Menschen.“ Er bedürfe „der Zucht, der Reinigung, um dem Menschen ... einen gewissen Vorgesmack der Höhe der Existenz zu schenken – jener Seligkeit, auf die unser ganzes Sein wartet.“ (4)

Jetzt wissen wir also ganz genau, was es mit dem Eros auf sich hat. Nicht genug, dass Ratzinger unterstellt, in der antiken griechischen Welt habe man den Eros nur im Zusammenhang mit Fruchtbarkeitskulten und Tempelprostitution gekannt, als ob es dort wie überall und zu allen Zeiten nicht auch die alltägliche und nicht religiös aufgeladene erotische Liebe gegeben hätte! Die Methode, einen Auswuchs als Normalfall darzustellen und sich dann selbst möglichst positiv gegen diese vermeintliche Normalität hervorzuheben, ist so alt wie unredlich. Zusätzlich nimmt er auch nicht zur Kenntnis, dass die These der antiken Tempelprostitution keineswegs unumstritten ist und man in der historischen Fachwelt inzwischen eher davon ausgeht, dass die Quellenlage auch für den Mittelmeerraum keine Tempelprostitution bezeugen kann.¹⁷ Und wenn man trotzdem von ihrer Existenz ausgehen will, dann sollte man auch die Quellenlage des Alten Testaments nicht völlig ignorieren, das sich dieser „Perversion des Religiösen“ durchaus nicht so konsequent widersetzt, wie es Ratzinger gerne hätte. „Er entfernte die letzten Hierodulen ... aus dem

Land“,¹⁸ heißt es im ersten Buch der Könige über den König Joschafat, der weit nach der Zeit Salomos in der Welt des Alten Testaments lebte, und Hierodulen – das sind nichts anderes als Tempelprostituierte, die man nicht hätte entfernen müssen, wenn es sie vorher nicht gegeben hätte. Perversionen des Religiösen sind anscheinend nicht an Griechenland gebunden. Im Übrigen ist durchaus nicht einzusehen, wieso Eros, wieso man erotische Liebe unbedingt als einen Aufstieg „zum Göttlichen hin“ verstehen soll; sofern sie auf der Basis gegenseitiger Freiwilligkeit erfolgt, kann sie ebenso irdisch wie erfüllend sein. Nicht jeder braucht für sein Glück die Vision einer „Seligkeit, auf die unser ganzes Sein wartet“. Ich gestehe offen, bisher recht gut ohne diese Erwartung ausgekommen zu sein.

Es ist aber klar, warum Ratzinger den Aufstieg zum Göttlichen in die Diskussion eingeführt hat, denn nun kann er zeigen, worum es ihm eigentlich geht. Die Liebe, sagt er, „hat irgendwie mit dem Göttlichen zu tun,“ sie verheiße „Unendlichkeit, Ewigkeit“, wozu man aber nur gelangen könne, wenn man sich den nötigen „Reinigungen und Reifungen“ unterziehe. Nur so könne der Eros eine „Heilung zu seiner wirklichen Größe hin“ erfahren.⁽⁵⁾ Nach einem kurzen und verwunderten Reiben der Augen fragt man sich, woher er das wissen will. Dass die Liebe mit dem Göttlichen zu tun hat, hat Ratzinger keineswegs begründet, sondern einfach postuliert, dass sie Ewigkeit verheißt, wird man einem Liebenden, der nicht an das ewige Leben glaubt, schwerlich plausibel machen können, und wie die „wirkliche Größe“ des Eros eigentlich aussehen soll, mag man sich nach den oben angeführten Einlassungen des Apostels Paulus nicht ohne

Bedenken vorstellen. Ratzinger rafft sich aber nun zu einer Begründung auf und teilt uns mit, all das liege daran, dass der Mensch „aus Leib und Seele gefügt ist“ und „der Mensch, die Person, ... als ein einziges und einiges Geschöpf“ zu lieben pflege⁽⁵⁾, wobei man sich unwillkürlich fragt, als was er denn wohl sonst lieben könnte. Was man heute erlebe, sei leider eine „Verherrlichung des Leibes“, der Mensch betrachte „den Leib und die Geschlechtlichkeit als das bloß Materielle an sich, das er kalkulierend einsetzt und ausnützt“, was „ganz schnell in Hass auf die Leiblichkeit umschlagen“ könne.⁽⁵⁾

Selten wird Ratzingers Methode so deutlich wie hier. Phänomene wie eine „Verherrlichung des Leibes“, die man vielleicht bei bestimmten Fernsehsendern oder Werbeaktionen feststellen kann, setzt er einfach absolut, ohne zu bedenken, dass „der Mensch“ auch heute ohne Weiteres in der Lage ist zu lieben, ohne dabei seinen Leib „gleichsam ins bloß Biologische“ zurück zu stoßen. Das Leben der Menschen entspricht nicht im Entferntesten den Schwarz-Weiß-Malereien, die sich unser Autor ausdenkt, und die Unterstellungen, mit deren Hilfe er die Verhaltensweisen „des Menschen“ beschreibt, kann man nur als Unverschämtheiten bezeichnen. Verständlich ist seine Strategie dennoch, denn nur so kann er das von ihm favorisierte Gegenmodell ins Spiel bringen: „Eros will uns zum Göttlichen hinreißen, ... aber gerade darum verlangt er einen Weg des Aufstiegs, der Verzichte, der Reinigungen und Heilungen.“⁽⁵⁾ Natürlich, der von den Menschen ausgestaltete Eros ist krank, weil Ratzinger ihn auf extrem einseitige Weise dargestellt hat, und der einzige Weg in die Gesundheit besteht im Aufstieg zum Göttlichen. Dass sein Therapievorschlag auf

einer völlig unzureichenden und illusorischen Diagnose besteht, kann Ratzinger nicht sehen.

Das macht aber nichts, denn endlich ist der anerkannte Therapeut der Liebe in seinem vertrauten Fahrwasser angekommen. Er teilt uns mit, einen Hinweis auf den richtigen Weg der Liebe finde man im Alten Testament, im Hohelied Salomos, wo man sehe, dass „Liebe nun Sorge um den anderen und für den anderen“ werde. „Sie will nicht mehr sich selbst – das Versinken in der Trunkenheit des Glücks –, sie will das Gute für den Geliebten: sie wird Verzicht, sie wird bereit zum Opfer, ja sie will es.“(6) Nun ist das aber nichts Besonderes und beschreibt in seinem ersten Teil nur den Übergang vom Zustand der Verliebtheit zum Zustand der Liebe, bei der es tatsächlich auch ohne religiösen Aufstieg vorkommen soll, dass ein Liebender „das Gute für den Geliebten“ will. Wie er aber aus den mehr als deutlichen Liebesliedern, die man im Hohelied gesammelt hat, den Wunsch auf Verzicht und Opfer heraus lesen möchte, sollte Ratzinger etwas nachvollziehbarer erklären.

Mit solchen Kleinigkeiten mag er sich jedoch nicht aufhalten, denn die Eigenschaften von Aufstieg und Reinigung der Liebe sind zu schön, um sie einfach auf sich beruhen zu lassen. Zu ihrem Wesen gehört es nämlich, „dass Liebe nun Endgültigkeit will ...: im Sinne der Ausschließlichkeit ... und im Sinne des ‚für immer‘. ... Liebe zielt auf Ewigkeit.“(6) Warum das so sein soll, muss mir im Lauf seiner Ausführungen entgangen sein, denn man hat schon von Menschen gehört, die zutiefst von der Endlichkeit des menschlichen Lebens überzeugt sind und trotzdem die Fähigkeit zur Liebe aufbringen, auch wenn sie davon ausgehen, dass sie nicht ewig

dauern kann. Nach Ratzingers Auffassung ist das dann wohl keine echte, keine wahre Liebe, weil Liebe zwar Ekstase ist, aber nur als ständiger Weg „zur Hingabe und so gerade zur Selbstfindung, ja, zur Findung Gottes.“(6) Jetzt ist es heraus. Wer liebt, ist auf dem Weg zu Gott, und wer Gott vielleicht gar nicht finden will, weil er nicht an ihn glaubt, kann somit auch nicht wirklich lieben. Das Monopol der Liebe liegt auf der Seite der Gläubigen.

Das gibt Ratzinger auch recht offen zu, indem er sagt, „unsere zunächst mehr philosophischen Überlegungen haben uns nun von selbst zum biblischen Glauben hingeführt,“(7) wobei ich mich vergeblich bemüht habe, in seinen Ausführungen so etwas wie „philosophische Überlegungen“ zu identifizieren. Ob philosophisch oder nicht: In jedem Fall haben ihn seine Überlegungen nur deshalb zum biblischen Glauben geführt, weil er von Anfang an dorthin wollte. Noch einmal geht er nun auf das Begriffspaar Eros und Agape ein und definiert Agape „als Ausdruck für die im Glauben gründende und von ihm geformte Liebe“, die man auch als absteigende und als schenkende Liebe bezeichnen. Damit verschafft er sich eine praktische Ausgangsposition, da er die selbstlose schenkende Liebe von vorn herein als vom Glauben inspiriert definiert und damit jede glaubensfreie Liebe dieser Art ausschließt. Beide Liebesformen, so lernen wir nun, ließen sich „niemals ganz voneinander trennen.“ Da Eros irgendwann dazu übergehe, auch nach dem Glück des anderen zu fragen, trete das Moment der Agape in ihn ein – ein Phänomen, das auch ohne jede religiöse Überhöhung jedem als allgemeiner Tatbestand einer Liebe bekannt ist, die beginnt, das Stadium der Verliebtheit hinter sich zu lassen. Interessanter ist

dagegen Ratzingers zweite Deutung der Untrennbarkeit der Liebesformen. Es sei „unmöglich, einzig in der schenkenden ... Liebe zu leben. ... Wer Liebe schenken will, muss selbst mit ihr beschenkt werden.“(7) Das mag schon sein, aber woher soll sein Geschenk denn kommen? Die Antwort ist klar: Um selbst zur Quelle der Liebe zu werden, muss der Mensch „immer wieder aus der ersten, der ursprünglichen Quelle trinken – bei Jesus Christus, aus dessen geöffnetem Herzen die Liebe Gottes selbst entströmt.“(7) Über die Eigenarten der göttlichen Liebe hatte ich schon vorher gesprochen. Aber selbst wenn man sie als Tatbestand akzeptieren will, sollte es möglich sein, so etwas wie schenkende Liebe zu praktizieren, ohne sich auf die etwas zweifelhafte Liebe Gottes einzulassen, indem man beispielsweise aus familiären oder auch freundschaftlichen Bindungen die Kraft schöpft, die jemanden „zur Quelle der Liebe“ werden lässt. Die Behauptung, so etwas sei ohne stetiges Anzapfen der göttlichen Energiequelle unmöglich, diskreditiert jede glaubensfreie Bemühung, die Welt und das Los der Menschen etwas zu verbessern. Ratzinger präsentiert uns nun unverdrossen die Antwort auf seine Frage nach den Formen der Liebe: Sie sei „eine einzige Wirklichkeit, aber sie hat verschiedene Dimensionen – es kann jeweils die eine oder die andere Seite stärker hervortreten“ – eine banale Erkenntnis, der man kaum widersprechen wird. Wichtig dabei sei, dass „der biblische Glaube ... den ganzen Menschen annimmt, in seine Suche nach Liebe reinigend eingreift und ihm dabei neue Dimensionen eröffnet.“(8) Dass die Notwendigkeit einer Reinigung auf extrem einseitigen Unterstellungen beruht und die neuen Dimensionen auf die Suche nach

Gott hinaus laufen, hatte ich schon erläutert. Und genau der Liebe dieses Gottes geht Ratzinger nun nach. Das Gottesbild des christlichen Glaubens sei etwas völlig Einzigartiges, weil es in ihm nur einen Gott gebe und weil „die ganze Wirklichkeit ... von ihm geschaffen ist.“(9) Diese Idee mag einzigartig sein, sie hat jedoch verheerende Folgen für den Glauben an den Schöpfergott. Wenn er nämlich „selbst der Urheber der ganzen Wirklichkeit ist“(9), dann ist er auch für das vermeidbare Übel auf dieser Welt verantwortlich, für all die Naturkatastrophen, für Krankheiten, die ohne Frage zur „ganzen Wirklichkeit“ gehören und die man mit keinem theologischen Trick den Menschen selbst in die Schuhe schieben kann. Gerade weil die ganze Wirklichkeit „aus der Macht seines schöpferischen Wortes stammt“, folgt eben nicht, „dass ihm dieses sein Gebilde lieb ist, weil es ja von ihm selbst gewollt ... ist.“(9) Es bedarf eines hohen Maßes an Realitätsverlust für diese Art von Logik. Nur weil Gott die Welt geschaffen haben soll, muss er sie noch lange nicht lieben; die Weltgeschichte legt eher den Schluss nah, dass er sie entweder geschaffen und dann seine Schöpfung vergessen hat oder aber seine Schöpfung mit einer andauernden Tendenz zur Missbilligung und Verärgerung begleitet, die in den Problemen der Menschheitsgeschichte ihren Ausdruck findet.

Ratzinger sieht das anders. „Dieser Gott liebt den Menschen,“(9) teilt er uns mit und schafft es damit wieder einmal, das Theodizee-Problem zu ignorieren. Ja, er geht sogar so weit, die Liebe Gottes „durchaus als Eros“ zu bezeichnen, „der freilich zugleich auch ganz Agape ist“ und von alttestamentlichen Propheten „unter den Bildern der Brautschaft und der Ehe dar-

gestellt“ worden sei (9). Man muss sich ein wenig wundern über diese Auffassung. Ehen oder auch erotische Beziehungen im Allgemeinen sollten auch in Ratzingers Weltbild auf freiwilliger Basis und zwischen einigermaßen gleichberechtigten Partnern zustande kommen. Im Falle des Treueverhältnisses „zwischen Israel und seinem Gott“, das Ratzinger gerne mit dem Begriff des Eros auszeichnen würde, kann man von beiden Voraussetzungen nicht ausgehen: Gott hat sich, ohne es zu fragen, sein erwähltes Volk ausgesucht, um es zu lieben, und wenn es sich die Freiheit herausnahm, seine Liebe einmal nicht so zu erwidern, wie es ihm behagte, dann zeigte er deutlich, was von der erotischen Liebe eines zornigen Gottes zu halten ist. Auch Ratzingers Nachweis der „Agape-Dimension der Liebe Gottes zum Menschen“ (10) ist nicht unbedingt überzeugend. Wie uns Ratzinger berichtet, schildert der Prophet Hosea, dass Israel den Bund und damit die „Ehe“ mit Gott gebrochen habe. „Gott müsste es eigentlich richten, verwerfen. Aber gerade nun zeigt sich, dass Gott Gott ist und nicht ein Mensch“, weil er seinem Volk vergebe und es nicht vernichte. (10) Man steht voller Bewunderung vor der göttlichen Großzügigkeit. Sicher: In Ehen unter Menschen, bei denen kein Gott die liebevollen Regeln diktiert, ist es üblich, dass bei Ehebruch sofort der untreue Partner mit dem „glühenden Zorn“ des anderen überschüttet und deshalb verworfen und vernichtet wird. Von welchem Bild menschlicher Beziehungen geht Ratzinger hier aus? Verzeihen, vergeben, ohne zu richten und erst recht ohne zu vernichten – das sind ausgesprochen menschliche Handlungsmöglichkeiten, denen der Gott des Propheten Hosea nur mit Mühe gerecht wird. Man

stelle sich die beschriebene Situation vor: In einer Beziehung zwischen zwei Personen legt einer der beiden verbindlich und ohne jede Absprache die Regeln fest, an die sich der andere zu halten hat, und definiert so, was unter Gerechtigkeit verstanden werden soll, und natürlich hat er die Machtmittel, um jeden Regelverstoß zu ahnden. Der schwächere Partner wird nicht gefragt. Kaum bricht der ungefragte, aber angeblich so sehr geliebte Partner die Regeln, bringt es der göttliche Teil des Paares mit knapper Not über sich, „seine Liebe gegen seine Gerechtigkeit“ zu wenden und auf die Vernichtung des Schwächeren zu verzichten. Und das nicht einmal immer; man erinnere sich beispielsweise an Lots Frau, die zur Salzsäule erstarren musste, weil sie es gegen göttliches Gebot gewagt hatte, sich auf der Flucht umzudrehen und einen Blick auf die liebevolle Vernichtung von Sodom und Gomorra zu werfen.¹⁹ Von dieser Art der Liebe ist es bis zum Ehrenmord nicht weit. Das stört Ratzinger natürlich nicht. Er erläutert uns nun, dass das Hohelied mit all seinen deutlichen erotischen Anspielungen „im letzten das Verhältnis Gottes zum Menschen und des Menschen zu Gott“ schildere, als eine Beschreibung der „Vereinigung des Menschen mit Gott ..., in der beide ... sie selbst bleiben und doch ganz eins werden“ (10) – allerdings, wie er uns verschweigt, mit starken Machtvorteilen auf der Seite des göttlichen Partners, die eine solche Vereinigung vielleicht nicht für jeden zum „Urtraum des Menschen“ (10) werden lassen.

Die Liebe Gottes zu den Menschen zeigt sich aber auch noch auf eine andere Weise, die schon sehr früh im Alten Testament beschrieben wurde. Dem ersten Menschen Adam habe Gott „eine Hilfe zur Sei-

te geben wollen“(11), und da alle zur Verfügung stehenden Geschöpfe dazu offenbar nicht geeignet gewesen seien, habe er aus einer Rippe des Mannes die Frau erschaffen. Bis dahin sei der Mensch „gleichsam unvollständig“ gewesen, „nur im Miteinander von Mann und Frau“ werde er „ganz“. Das mag Ratzinger so sehen, vom Text gedeckt ist es nicht. Nach dem zweiten Kapitel der Genesis wollte Gott dem Menschen „eine Hilfe machen, die ihm entspricht.“²⁰ Es ist seltsam genug, dass es der allmächtige Gott dann zunächst einmal mit dem Erschaffen von Tieren versucht hat, „aber eine Hilfe, die dem Menschen entsprach, fand er nicht,“²¹ obwohl man doch bei einem allwissenden Wesen ein etwas effizienteres Verfahren als die Methode von Versuch und Irrtum erwarten sollte. Erst nach der Erschaffung der Frau war auch Adam zufrieden und meinte: „Das endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch.“²² Natürlich war sie das, auf diese Weise hatte sie Gott ja gerade geschaffen, und es gibt keinen Grund, aus dieser Tatsachenbeschreibung auf eine „Ganzheit des Menschseins“(11) zu schließen, die sich in der Gemeinsamkeit von Mann und Frau finde. Gott ging es nach biblischem Zeugnis um nichts anderes als um eine Hilfe für den Mann, von einer „Ganzheit des Menschen“, die Ratzinger so gerne konstruieren würde, ist nirgendwo die Rede. Und noch viel weniger geht es um „eine Bindung, zu der Einzigkeit und Endgültigkeit gehören.“(11) Selbstverständlich hat man es im Falle von Adam und Eva mit Einzigkeit zu tun, schließlich hatte Adam mangels Masse keine andere Wahl. Gerade deshalb ist aber eine Übertragung auf eher alltägliche Verhältnisse unzulässig. Und auch das Prinzip der Endgültigkeit gibt der

biblische Text nicht her. Der Mann „bindet sich an seine Frau und sie werden ein Fleisch“²³, und selbst wenn ich davon absehe, dass die Frau sich auch an einen Mann binden könnte, ist es ohne Weiteres möglich, Bindungen, die man selbst eingegangen ist, auch wieder zu lösen. Dass Mann und Frau dabei „ein Fleisch“ werden, darf Ratzinger nicht als Beleg der „Ganzheit“ werten, ganz im Gegenteil: Der Mensch ist „aus Leib und Seele gefügt“, so hat er uns berichtet, Geist und Leib müssen zu „innerer Einheit finden“(5) „Ein Fleisch“ zu werden – das hat offenbar mit Geist, mit Seele wenig zu tun und beschreibt eindeutig rein körperliche Aspekte und damit eine Art von Ganzheit, die Ratzinger vermutlich nicht im Sinn hatte. Übrigens hat auch der von Ratzinger so geschätzte Apostel Paulus kein Interesse an einer Vervollständigung oder gar Ganzwerdung des Mannes durch die Frau entwickeln können. „Ihr Frauen, ordnet euch euren Männern unter wie dem Herrn“, heißt es im Epheserbrief,²⁴ eine klare Bestätigung des Genesis-Textes, den Ratzinger bedenkenlos ignoriert. Er muss aber auf seiner Interpretation bestehen, denn „die auf einer ausschließlichen und endgültigen Liebe beruhende Ehe wird zur Darstellung des Verhältnisses Gottes zu seinem Volk und umgekehrt: die Art, wie Gott liebt, wird zum Maßstab menschlicher Liebe.“(11) Bedenkt man, wie Gott mit seinem Volk umgesprungen ist, so kann man jede nach diesem Muster verlaufende Ehe nur bedauern. Hat er sich bisher auf das Alte Testament konzentriert, so geht Ratzinger im Folgenden genauer auf das Neue Testament ein und spricht über Jesus Christus als „die fleischgewordene Liebe Gottes“(12) „In seinem Tod am Kreuz vollzieht sich jene

Wende Gottes gegen sich selbst, in der er sich verschenkt, um den Menschen wieder aufzuheben und zu retten – Liebe in ihrer radikalsten Form.“(12) Unser Autor verschweigt uns, wovor die Menschen denn gerettet werden sollen. Zur Erinnerung: Gott hat die Regeln aufgestellt und ist Gesetzgeber, Ankläger und Richter in einer Person. Da die Menschen gegen diese Regeln verstoßen und er sie in seiner unendlichen Liebe vernichten und nach den Worten seines Sohnes auf ewig in die Hölle schicken müsste, beschließt er, sich zu verschenken, „um den Menschen wieder aufzuheben und zu retten.“ Man mag diese Liebe radikal nennen – human ist sie nicht. Um die Menschen vor dem Zorn ihres Schöpfers zu retten, beschließt dieser Schöpfer das Opfer eines weiteren Menschen, den er als seinen Sohn bezeichnet. Eine einfachere Alternative wäre gewesen, die Regeln etwas menschenfreundlicher zu gestalten oder aber, wenn das schon außerhalb der göttlichen liebenden Allmacht steht, die Regelverstöße einfach zu verzeihen und die Pforten der Hölle für alle Zeiten zu schließen, was sich vor allem im Zeichen der Agape anbieten würde. Wer dagegen beim „Blick auf die durchbohrte Seite Jesu“(12) auf die Idee kommt, dass Gott die Liebe ist, braucht sich nicht zu wundern, wenn man ihm Inhumanität vorwirft.

Da die Liebe Gottes Ratzinger ohne die vermittelnde Institution der Kirche wohl keine rechte Freude macht, kommt er nun auf die Eucharistie zu sprechen und meint, sie ziehe uns „in den Hingabeakt Jesu hinein“(13) – ein Akt, in den ich angesichts seiner Grausamkeit und Inhumanität überhaupt nicht hineingezogen werden möchte. Das wird auch nicht besser, wenn Ratzinger versucht, eine Verbindung zur anti-

ken Welt und ihrer Vorstellung vom Logos, der Vernunft, herzustellen. „Nun ist dieser *Logos* wirklich Speise für uns geworden – als Liebe.“ Anders formuliert: Man kann wegen Jesu Tod die Vernunft in Form von Liebe aufessen, indem man, um es genau zu sagen, Jesu Leib und Blut verspeist. Es sind leise Zweifel angebracht, ob wirklich „die antike Welt davon geträumt hatte“(13)

Die Eucharistie hat jedoch nicht nur eine geheimnisvoll-mystische Bedeutung, sondern auch eine soziale. Zwar werde man durch sie mit Christus vereinigt, aber diese Vereinigung sei „zugleich eine Vereinigung mit allen anderen, denen er sich schenkt. ... Die Kommunion zieht mich aus mir heraus zu ihm hin und damit zugleich in die Einheit mit allen Christen.“(14) Deshalb komme in der Eucharistie „die Agape Gottes leibhaftig zu uns.“(14) Weniger ergriffene Leser hätten vielleicht gerne erfahren, warum es denn eines so seltsamen Umwegs für die schenkende Liebe Gottes bedarf. Ein allmächtiges Wesen, das seine Geschöpfe so unbändig liebt, hätte sich auch um die Menschen kümmern können, ohne dass sie regelmäßig Leib und Blut seines Sohnes verspeisen müssten. Tatsächlich wird aber der Grund für die göttlichen Liebesmethoden schnell deutlich: „Im ‚Kult‘ selber, in der eucharistischen Gemeinschaft ist das Geliebtwerden und Weiterlieben enthalten.“(14) Man hätte von selbst darauf kommen können. Die Gemeinschaft und der Kult sind kaum vorstellbar ohne die Kirche, ohne Ratzingers Kirche, und so stellt sich heraus, dass Gottes Liebe nur im Rahmen der kirchlichen Gemeinschaft erlebt und erwidert werden kann. Wer die Kirche und ihren Kult hinter sich lässt, der verabschiedet sich auch von Gott und der Moral,

denn „Glaube, Kult und Ethos greifen ineinander als eine einzige Realität,“(14) ohne die Kirche kein Glaube, ohne die Kirche keine Moral, ohne die Kirche keine Liebe. Dass für diesen weitreichenden Anspruch keine nennenswerten Argumente vorgebracht werden, brauche ich kaum zu erwähnen.

Ratzinger wirft nun einen Blick auf „die großen Gleichnisse Jesu“ und geht schon bei seinem ersten Beispiel in die Falle, indem er das Gleichnis des reichen Prassers aus dem Lukas-Evangelium referiert. Der Prasser flehe „vom Ort der Verdammnis aus darum, dass seinen Brüdern verkündet werde, wie es dem ergeht, der den notleidenden Armen einfach übersehen hat. Jesus greift sozusagen den Notschrei auf und bringt ihn zu uns, um uns zu warnen, um uns auf den rechten Weg zu bringen.“(15) Fällt ihm nicht auf, dass hier ein Mensch für ein zeitliches Vergehen mit der ewigen Höllenstrafe bedacht worden ist? Der liebende Gott hat hier nicht gerade als ein gütiger und verzeihender Gott gehandelt, der Notschrei, den Jesus zu uns bringt, wurde von Gott selbst verursacht, denn wandelt man nicht auf dem von ihm definierten rechten Weg, so hat man auch nicht mit der göttlichen Agape, sondern mit der Hölle zu rechnen. Noch deutlicher wird das in der von Ratzinger zustimmend angeführten Stelle des Matthäus-Evangeliums zum Weltgericht.²⁵ Wer sich nicht an die göttlichen Regeln gehalten hat, wird „die ewige Strafe erhalten, die Gerechten aber das ewige Leben“²⁶. Daraus zu folgern, dass Jesus sich „mit den Notleidenden, den Hungernden, ... den Kranken“ identifiziere (15), kann man ohne tief gehende theologische Schulung nur als Zynismus betrachten. Man darf nie vergessen, dass es hier um einen allmächtigen

und allgütigen Gott gehen soll. Eine echte Identifizierung seines Sohnes mit den Notleidenden könnte man darin sehen, dass der göttliche Vater sich in seiner Allmacht ein wenig intensiver um die Beseitigung von Not und Krankheit kümmert, anstatt sie als Vorwand für die Verhängung ewiger qualvoller Höllenstrafen zu verwenden.

Da er glaubt, das Wesen der Liebe geklärt zu haben, kann sich Ratzinger nun der Beantwortung zweier Fragen widmen, die er bisher ein wenig vernachlässigt hat. „Können wir Gott überhaupt lieben, den wir doch nicht sehen? Und: kann man Liebe gebieten?“(16) Seine Antwort ist bemerkenswert. Er zitiert den ersten Johannesbrief mit dem Satz „Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, kann Gott nicht lieben, den er nicht sieht,“²⁷ und meint, in diesem Zusammenhang werde die Gottesliebe „ausdrücklich verlangt.“(16) Das mag sein, aber die Frage war ja nicht, ob die Liebe zu Gott verlangt wird, sondern ob man sie verlangen *kann*, ob man Liebe gebieten *kann*. Darüber verliert er kein Wort und betont statt dessen die „unlösliche Verschränkung von Gottes- und Nächstenliebe“, denn man müsse Johannes so auslegen, „dass die Nächstenliebe ein Weg ist, auch Gott zu begegnen, und dass die Abwendung vom Nächsten auch für Gott blind macht.“(16) Letzteres steht tatsächlich im biblischen Text, da Johannes die Bruderliebe als notwendige Bedingung für die Gottesliebe ansieht: Wer seinen Bruder nicht liebt, kann auch Gott nicht lieben. Über die umgekehrte Richtung verriet uns Johannes gar nichts; die Folgerung, dass man über die Bruderliebe zur Gottesliebe komme, mag Ratzinger behagen, wird aber im ersten Johannesbrief nicht gezogen.

Die Frage nach der Möglichkeit eines Liebesgebots bleibt also – wie nicht anders zu erwarten – unbeantwortet. Im Übrigen wäre es interessant gewesen, Ratzingers Meinung zu einer etwas anderen biblischen Äußerung über die Liebe zur Familie zu hören, die man im Lukas-Evangelium findet. „Wenn jemand zu mir kommt und nicht Vater und Mutter, Frau und Kinder, Brüder und Schwestern, ja sogar sein Leben gering achtet, dann kann er nicht mein Jünger sein.“²⁸ Der Begriff „gering achten“ ist dabei eine der vielen Weichspülungen der katholischen Einheitsübersetzung, Luther verwendete wesentlich deutlicher und originalgetreuer das Wort „hasen“. Liebt man also den eigenen Bruder nicht, so kann man auch Gott nicht lieben und muss wohl mit einem längeren Aufenthalt in der Hölle rechnen. Hasst man dagegen den eigenen Bruder und den ganzen Rest der Familie nicht, so kann man Jesus nicht nachfolgen, was mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit ebenfalls zur Hölle führt. Echte Chancen auf das Paradies können sich allem Anschein nach nur geschwisterlose Vollwaisen ausrechnen. Im Folgenden versucht Ratzinger, das Problem der Unsichtbarkeit Gottes mit dem Hinweis auf die „vielfältige Sichtbarkeit Gottes“ zu lösen.⁽¹⁷⁾ Man könne ihn in Jesus anschauen, er gehe uns entgegen „in der Geschichte der Liebe, die uns die Bibel erzählt,“ und auch in der „Geschichte der Kirche ist der Herr nicht abwesend geblieben“⁽¹⁷⁾, was leider angesichts der katastrophalen Auswirkungen dieser Geschichte kein gutes Licht auf den Herrn wirft. Und dass man „in der Liturgie der Kirche, ... in der Gemeinschaft der Gläubigen“⁽¹⁷⁾ die Gegenwart Gottes erkennen kann, hilft auch nicht weiter, denn hier sitzt Ratzinger einem Zirkelschluss auf, da

man an den christlichen Gott erst einmal glauben muss, um diese Existenzhinweise zu akzeptieren. Die beiden aufgeführten Probleme der Liebe zu Gott löst man nicht, indem man sie in immer neuen Formulierungen wiederholt.

Weil er aber schon so weit voran gekommen ist, geht Ratzinger noch einen Schritt weiter und befreit die Liebe von dem Makel, „bloß Gefühl“ zu sein, denn „Gefühle kommen und gehen.“ Da der Eros einen „Prozess der Reinigungen und Reifungen“ durchlaufen müsse, um „ganz er selbst“ zu werden, müssen auch Wille und Verstand zur Geltung kommen: „Die Erkenntnis des lebendigen Gottes ist Weg zur Liebe, und das Ja unseres Willens zu seinem Willen einigt Verstand, Wille und Gefühl zum ganzheitlichen Akt der Liebe.“⁽¹⁷⁾ Jetzt wissen wir endlich, wie man die Reinigung des Eros zu verstehen hat. Der Mensch muss einfach Gottes Willen als seinen eigenen übernehmen, dann wird er auch zur ganzheitlichen Liebe kommen. Der eigentliche Inhalt der Liebe, das sei das „Einander-ähnlich-Werden, das zur Gemeinsamkeit des Wollens und des Denkens führt.“⁽¹⁷⁾ Leider übersieht Ratzinger dabei das alte Problem der Asymmetrie. Sich einander ähnlich zu werden wäre ein gegenseitiger Prozess, der Bewegung auf beiden Seiten voraussetzt, was aber von einem allmächtigen und leicht reizbaren Gott kaum zu erwarten ist. Dass „unser Wollen und Gottes Wille immer mehr ineinander fallen,“⁽¹⁷⁾ läuft daraus hinaus, dass wir uns vorbehaltlos Gottes Willen unterordnen, der selbstverständlich zu seiner Interpretation der Vermittlung durch die Kirche bedarf. Und schon wieder haben wir das Ergebnis, dass wahre gereinigte Liebe nur mit Hilfe der Kirche zu erlangen ist.

Nächstenliebe besteht nach Ratzingers bisherigen Erkenntnissen darin, „den Mitmenschen, den ich zunächst gar nicht mag oder nicht einmal kenne, von Gott her zu lieben.“⁽¹⁸⁾ Seltsam nur, dass weder Jesus noch Paulus darüber informiert waren. So berichtet beispielsweise das Matthäus-Evangelium, eine kanaanaäische Frau habe Jesus um Hilfe gebeten, weil ihre Tochter von einem Dämon gequält werde. Erst nach einigem Drängen der Jünger, die sich von der Frau offenbar gestört fühlten, ließ sich Jesus zu einer Antwort herab: „Es ist nicht recht, das Brot den Kindern wegzunehmen und den Hunden vorzuwerfen,“ denn er sei nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt. Erst als sich die Frau auf unterwürfige Weise erniedrigt, wird ihr die erbetene Hilfe gewährt. Liebe zum Mitmenschen, den man nicht kennt, sieht anders aus.²⁹ Und Paulus? Der überzieht die Ungläubigen im ersten Kapitel des Römerbriefes mit Schimpftiraden, die in der Folgerung enden: „Sie erkennen, dass Gottes Rechtsordnung bestimmt: Wer so handelt, verdient den Tod.“³⁰ Und sehr schön kompakt und klar findet man am Ende des ersten Korintherbriefes: „Wer den Herrn nicht liebt, sei verflucht.“³¹

Doch Gottfremde kommen in der Welt Ratzingers ohnehin nur am Rande vor, er geht davon aus, dass Gottes- und Nächstenliebe untrennbar sind (18), und diskreditiert damit jede Form der irreligiösen tätigen Liebe zum Menschen, die nach seiner Auffassung nicht wahr, nicht hinreichend gereinigt sein kann, weil ihr die Beziehung zu Gott fehlt. Liebe, so meint er, ist göttlich, „weil sie von Gott kommt und uns mit Gott eint, sodass am Ende ‚Gott alles in allem‘ ist.“ Mit dieser Erkenntnis endet der erste Teil der Enzykli-

ka, der sich mit der Liebe im Allgemeinen befasst. Gezeigt hat Ratzinger darin, dass es einen biblisch belegbaren Zusammenhang zwischen Nächstenliebe und Gottesliebe gibt, auch wenn er zu diesem Zweck widersprüchliche Bibelstellen mit freundlicher Großzügigkeit übersehen musste. Zu gerne hätte er gezeigt, dass dieser Zusammenhang so eng ist, dass man ihn nicht auflösen kann, und dass wahre Liebe nur die religiös und kirchlich gereinigte Liebe sein kann. Das ist ihm gründlich misslungen. Werfen wir nun also einen Blick auf sein Bemühen, die Kirche als eine Gemeinschaft der Liebe darzustellen.

Caritas – Das Liebestun der Kirche als einer „Gemeinschaft der Liebe“

Nach einer kurzen Einleitung, in der er uns noch einmal verdeutlichen möchte, dass man an der geöffneten Seite Jesu deutlich die Liebe Gottes erkennen könne, will Ratzinger diese Liebe nun konkretisieren. „Alles Handeln der Kirche ist Ausdruck einer Liebe, die das ganzheitliche Wohl des Menschen anstrebt“, und das bestehe aus seiner Evangelisierung, „ein in seinen geschichtlichen Verwirklichungen oftmals heroisches Unterfangen,“ und seiner Förderung auch in materieller Hinsicht.⁽¹⁹⁾ Ein heroisches Unterfangen – hat er dabei an den verzweifelten Widerstand der amerikanischen Indios gegen die evangelisierenden Conquistadoren gedacht oder an den vergeblichen Kampf der Sachsenstämme gegen die gewaltsamen Bekehrungsmethoden Karls des Großen? Wohl kaum, echtes Heldentum gibt es vermutlich nur bei den Vertretern der Religion der Liebe.

In jedem Fall kommt Ratzinger zu dem Schluss, dass „die Kirche als Gemeinschaft“ Liebe üben muss und „dass Liebe auch der Organisation als Vorausset-

zung für geordnetes gemeinschaftliches Dienen bedarf.“(20) Das ist natürlich praktisch, da ohne tätige Nächstenliebe bekanntlich keine Gottesliebe möglich ist und somit folgt, dass die Organisation – also die organisierte Kirche – unerlässliche Voraussetzung für den Weg zu Gott ist. Das könne man auch schon in der Apostelgeschichte nachlesen, wo Lukas so etwas wie eine Definition der Kirche gegeben habe: „Sie hielten an der Lehre der Apostel fest, und an der Gemeinschaft, am Brechen des Brotes und an den Gebeten. Alle wurden von Furcht ergriffen, denn durch die Apostel geschahen viele Wunder und Zeichen. Und alle, die gläubig waren, bildeten eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam.“³² Ratzinger zitiert allerdings nicht alle Verse, beschränkt sich auf die freundliche Beschreibung der Gemeinsamkeit und verschweigt uns, dass die Gemeinschaft nicht zuletzt von Furcht zusammengehalten wurde, weil die Apostel offenbar mit Wundern nicht geizten. Die Liebe Gottes alleine reichte wohl nicht, um die Gemeinschaft der Gläubigen zu festigen. Ein anderer kritischer Punkt ist Ratzinger dagegen aufgefallen. „Ihre Gemeinschaft besteht eben darin, dass die Gläubigen alles gemeinsam haben und dass es den Unterschied zwischen Arm und Reich unter ihnen nicht mehr gibt.“(20) So ganz kann ihm das nicht behagen, denn die Geschichte der Kirche zeigt, dass sie genau diesen Unterschied zwischen Arm und Reich immer gut zu nutzen wusste. Ratzinger beeilt sich daher, die schon fast marxistisch anmutende Lukasische Definition abzuschwächen, denn eine solche „radikale Form der materiellen Gemeinschaft ließ sich ... beim Größerwerden der Kirche nicht aufrechterhalten.“(20) Wenn nun aber Lukas „eine Art Definition der

Kirche“(20) gegeben hat und die konsequente Sozialisierung des Eigentums in dieser Definition enthalten ist, dann kann es sich genau genommen bei allen Entwicklungen nach den ersten Gemeinden nicht mehr um eine Kirche handeln. Unbelastet von solchen Problemen möchte Ratzinger nun zeigen, dass mit fortschreitender Ausbreitung der Kirche „ihr Liebesdienst, die *Caritas*,“ immer deutlicher zu ihrem festen Bestandteil wurde: „Die Kirche kann den Liebesdienst so wenig ausfallen lassen wie Sakrament und Wort,“(22) und ein paar historische Beispiele sollen diese These untermauern. Ratzinger erwähnt zu diesem Zweck den Märtyrer Justinus, der die Liebestätigkeit der Christen geschildert habe, den Schriftsteller Tertullian, der berichte, „wie die Sorge der Christen für Notleidende aller Art das Stauen der Heiden hervorruft“, und Ignatius von Antiochien, der die Kirche von Rom als „Vorsitzende in der Liebe“ bezeichnet habe.(22) Nun will ich nicht in Abrede stellen, dass es unter Kirchenvertretern im Besonderen und unter Christen im Allgemeinen zu allen Zeiten Beispiele sozialer Hilfstätigkeiten verschiedenster Art gegeben hat. Um sie zu belegen, hätte man sich allerdings etwas unabhängiger Zeugen gewünscht als die von Ratzinger angeführten. Justinus war ein glühender Verfechter des christlichen Glaubens, von dem zu erwarten ist, dass er in seinen beiden Verteidigungsschriften des Christentums alles erdenklich Positive anführt. Tertullian bezeichnet Ratzinger selbst als christlichen Schriftsteller, und sein zitiertes Werk *Apologeticum* war eben genau das: eine Verteidigungsschrift, die man nicht ohne Weiteres als auch nur einigermaßen objektives historisches Zeugnis heranziehen darf. Er hat sich übrigens auch vehement ge-

gen die Kindertaufe und für die Auffassung ausgesprochen, dass Ungläubige in der Hölle ewigen Strafen ausgesetzt seien, die sie bei vollem Bewusstsein erleiden müssten. Ob ihn Ratzinger auch in dieser Hinsicht als zuverlässigen Zeugen betrachten möchte, kann ich nicht eruieren. Und Ignatius war Bischof von Antiochien, weshalb auch sein Zeugnis nicht unbedingt als unabhängig gewertet werden kann. Bestätigende Zeugenaussagen sind leicht zu haben, sofern man sie nur im eigenen Lager sucht; etwas mehr Mühe hätte sich Ratzinger bei der Auswahl der historischen Zeugnisse schon geben können.

Er lässt nun weitere Beispiele folgen, von denen zwei besonders erwähnenswert sind. In Ägypten habe im vierten Jahrhundert die so genannte Diakonie Gestalt angenommen; sie sei aus einzelnen Mönchsklöstern entstanden und habe sich mit der Zeit entwickelt zu einer „Körperschaft mit voller Rechtsfähigkeit, der der Staat sogar einen Teil des Kornes zur öffentlichen Abgabe anvertraut.“(23) Vieles ändert sich, manche Dinge bleiben. Noch heute lässt sich die Kirche in Deutschland den überwiegenden Teil ihrer sozialen Aktivitäten aus der Staatskasse vergüten,³³ und dass sie es schon im alten Ägypten nicht anders gehalten hat, zeigt immerhin, dass sie an bewährten Methoden festhält. Im nächsten Abschnitt wartet unser Autor dann endlich mit einem unabhängigen Zeugen auf, dem römischen Kaiser Julian, den Ratzinger gerne als „Julian den Apostaten“, also Julian den Abtrünnigen bezeichnet, weil er den christlichen Glauben aufgegeben und sich den alten Göttern zugewendet hatte. Ratzinger macht es sich etwas zu einfach, wenn er unterstellt, Julians Abwendung vom Christentum habe

nur damit zu tun gehabt, dass ein sich als christlich bezeichnender Kaiser seine Familie habe umbringen lassen; schließlich hat sich Julian sehr intensiv mit der alten und der neuen Religion befasst, und sein Satz „Ich habe gelesen, ich habe verstanden, ich habe verworfen“ spricht eher für inhaltliche als für persönliche Gründe.³⁴ Wie dem auch sei, Ratzinger stellt zutreffend fest, Julian habe versucht, eine Art Kirche der alten römischen Religion zu etablieren, und dazu „reichlich Anleihen beim Christentum gemacht.“(24) Dass die Priester dieser Kirche „die Liebe zu Gott und zum Nächsten pflegen“ sollten, ist zwar wieder einmal päpstliches Wunsdenken, denn Julian vertrat den Glauben an die vielfältige alte Götterwelt, in der es den einen Gott, den man lieben sollte, nicht geben konnte. Wahr ist aber, dass Julian im Bereich karitativer Maßnahmen ein Gegenmodell zur christlichen Konkurrenz aufbauen wollte und damit bewies, dass tätige Nächstenliebe keineswegs, wie uns Ratzinger in seinem ersten Teil gerne klar gemacht hätte, mit der Liebe zum christlichen Gott untrennbar verbunden ist, sondern auch einem erklärten Gegner des Christentums zugestanden werden kann. In seiner Freude über einen unabhängigen Zeugen hat Ratzinger das wohl nicht so genau bedacht. Sehen wir uns aber einmal an, was Julian seinen Priestern zu sagen hatte: „Wir sollten unser Vermögen mit allen Menschen teilen, insbesondere aber mit den Guten, den Hilfsbedürftigen und den Armen. Wenn es auch widersprüchlich klingen mag, so will ich doch behaupten, dass es eine Tat der Frömmigkeit ist, wenn wir Kleidung und Nahrung auch mit den Bösen teilen. Denn die Gabe an den Beschenkten gilt der Menschheit, nicht dem sittlichen Charakter des

einzelnen.“³⁵ Welch ein Unterschied zur Auffassung des Apostels Paulus, der in seinem zweiten Brief an Timotheus ungehemmt seiner Abneigung freien Lauf lässt: „Alexander, der Schmied, hat mir viel Böses getan; der Herr wird ihm vergelten, wie es seine Taten verdienen.“³⁶ Und auch Jesus selbst ist weit von der allgemeinen Menschenfreundlichkeit des abtrünnigen Kaisers entfernt, sondern betreibt eine sehr selektive Art der Zuneigung. „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben,“ sagt er im Johannes-Evangelium. „Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht; denn getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen. Wer nicht in mir bleibt, wird wie die Rebe weggeworfen und er verdorrt. Man sammelt die Reben, wirft sie ins Feuer und sie verbrennen.“³⁷ Einen ähnlich schönen Kontrast findet man in einem Johannesbrief, bei genau dem Johannes, dem wir auch die zentrale Einsicht verdanken, dass Gott die Liebe ist. „Wenn jemand zu euch kommt und nicht diese Lehre mitbringt, dann nehmt ihn nicht in euer Haus auf und verweigert ihm den Gruß. Denn wer ihm den Gruß bietet, macht sich mitschuldig an seinen bösen Taten.“³⁸ Jeder mag nun selbst entscheiden, ob der Apostat oder die nachtragende und rachsüchtige Religion der Liebe mehr zur Nächstenliebe beigetragen hat.

Nach seinen historischen Ausflügen fasst Ratzinger zwei „wesentliche Erkenntnisse“ zusammen: Zum einen drücke sich das „Wesen der Kirche“ immer im Dreiklang von Verkündigung, Liturgie und Diakonie aus, zum anderen müsse die Caritas die „Grenzen der Kirche“ überschreiten, denn das gebiete „die Universalität der Liebe“⁽²⁵⁾ – was von dieser Universalität zu halten ist, habe ich weiter oben schon deutlich gemacht.

Es gebe aber, so meint er nun, einen Einwand gegen die kirchliche Liebestätigkeit, der „vor allem vom marxistischen Denken nachdrücklich entwickelt“ worden sei: Einzelne Liebeswerke könnten nicht eine „Ordnung der Gerechtigkeit ... schaffen, in der alle ihren Anteil an den Gütern der Welt erhielten und daher der Liebeswerke nicht mehr bedürften.“⁽²⁶⁾ Ratzinger räumt ein, der Staat habe sich um eine gerechte Gesellschaftsordnung zu kümmern, wobei insbesondere seit „der Ausbildung der Industriegesellschaft im 19. Jahrhundert“ eine neue Situation entstanden sei. „Die Produktionsstrukturen und das Kapital waren nun die neue Macht, die, in die Hände weniger gelegt, zu einer Rechtlosigkeit der arbeitenden Massen führte, gegen die aufzustehen war.“⁽²⁶⁾ Es ist ohne Frage zuzugeben, dass mit dem Aufkommen der industriellen Revolution neue soziale Strukturen entstanden sind, Ratzingers Beschreibung der Lage „der arbeitenden Massen“ trifft aber in wesentlichen Teilen auch auf die früheren Jahrhunderte zu, man muss nur „Produktionsstrukturen und Kapital“ durch „Grundbesitz“ ersetzen. Die rechtlose arbeitende Masse vor der Industrialisierung – das waren die weitgehend unfreien Bauern, die sich in Abhängigkeitsverhältnissen von ihren Grundherren befanden, wogegen die liebende Kirche in aller Regel keinen Protest laut werden ließ.

Vielleicht mag Ratzinger an diese Zeit nicht mehr erinnert werden und konzentriert sich deshalb auf die Verhältnisse ab dem 19. Jahrhundert. Er räumt ein, die Kirche habe eine Weile gebraucht, um die veränderten sozialen Strukturen zur Kenntnis zu nehmen und führt mit Recht den Mainzer Bischof Ketteler, der sich vehement für die Lösung konkreter sozialer Probleme ein-

setzte, als positives Beispiel an.(27) Die soziale Frage sei dann in mehreren Sozialenzykliken von etlichen seiner päpstlichen Vorgänger behandelt worden, wodurch eine spezifische „Katholische Soziallehre“ gewachsen sei. Gerade weil der marxistische Traum zerronnen und die Globalisierung der Wirtschaft eine Tatsache sei, „ist die Soziallehre der Kirche zu einer grundlegenden Wegweisung geworden, die weit über die Kirche hinaus Orientierung bietet.“ Man würde ihm ja gerne glauben, aber seine späteren Worte zeigen überdeutlich, was er eigentlich gemeint hat. In seiner eigenen Sozialenzyklika über die „Liebe in Wahrheit“³⁹ hat er nämlich sehr klar die wirkliche Rolle der katholischen Soziallehre erläutert. In ihr, so meint er, komme „die prophetische Aufgabe der Päpste zum Ausdruck, die Kirche Christi apostolisch zu leiten und die jeweils neuen Erfordernisse der Evangelisierung zu erkennen.“⁴⁰ „Der missionarische Aspekt der Soziallehre“ sei „ein wesentliches Element der Evangelisierung. Die Soziallehre ... ist Glaubensverkündigung und Glaubenszeugnis“ und damit ein „Instrument und unverzichtbarer Ort der Erziehung zum Glauben.“⁴¹ Sicher wäre es ihm recht, eine so verstandene Soziallehre zur „grundlegenden Wegweisung“ zu erklären; es mag aber den einen oder anderen sozial engagierten Menschen geben, der andere Wege vorzieht.

Nachdem er nun die zentrale Bedeutung der Soziallehre erwiesen hat, widmet sich Ratzinger der Aufgabe, „das Verhältnis zwischen dem notwendigen Ringen um Gerechtigkeit und dem Dienst der Liebe genauer zu klären.“(28) Ein Staat müsse „durch Gerechtigkeit definiert“ sein, und selbstverständlich gebe es eine „Unterscheidung von Staat und Kirche“, also

eine „Autonomie des weltlichen Bereichs.“ Seine Erläuterung dieser Trennlinie zwischen Staat und Kirche ist ein dialektisches Meisterstück. „Der Staat,“ versichert er uns, „darf die Religion nicht vorschreiben, sondern muss deren Freiheit und den Frieden der Bekenner verschiedener Religionen untereinander gewährleisten; die Kirche als sozialer Ausdruck des christlichen Glaubens hat ihrerseits ihre Unabhängigkeit und lebt aus dem Glauben heraus ihre Gemeinschaftsform, die der Staat achten muss: Beide Sphären sind unterschieden, aber doch aufeinander bezogen.“ Dem Staat weist Ratzinger hier nur Pflichten gegenüber der Religion zu; er hat ihre Freiheit zu garantieren und dafür zu sorgen, dass sich Vertreter verschiedener Religionen gegenseitig in Ruhe lassen. Die Kirche hat da eine angenehmere Rolle, denn Pflichten kommen in ihrer Stellenbeschreibung nicht vor, Rechte hingegen schon: Selbstverständlich darf sie ihre Unabhängigkeit genießen und ihre Gemeinschaftsform aus dem Glauben heraus leben, was der Staat klaglos zu akzeptieren, ja sogar zu achten hat. Was immer also der Glaube einer kirchlichen Gemeinschaft vorschreibt, gehört zur unantastbaren Sphäre ihrer Unabhängigkeit, ganz egal, ob es den Regeln des Staates oder gar der allgemeinen Menschlichkeit entspricht. Kein Wunder, dass man sich in kirchlichen Betrieben mühelos über das sonst in Deutschland übliche Arbeitsrecht hinwegsetzt – eine Einmischung des Staates wäre ja ein Angriff auf die Unabhängigkeit der Religion und der Kirche. Im Übrigen wäre es nur konsequent, von staatlicher Seite auch den nicht-christlichen Religionen eine ähnliche Unabhängigkeit zuzugestehen und beispielsweise die Verhältnisse in manchen Berliner Bezirken als

„Gemeinschaftsform aus dem Glauben heraus“ zu akzeptieren, ohne sich noch mit lästigen weltlichen Gesetzen einzumischen.

Die Krönung dieser schönen Auffassung über die Trennung von Staat und Kirche ist der Satz, die beiden Sphären seien aufeinander bezogen. Da sich nun aber der Staat jeder Einmischung in Glaubensdingen zu enthalten hat, kann das nur bedeuten, dass umgekehrt der Kirche ein gewisser Bezug zum Staatswesen zugeschrieben werden muss. Und tatsächlich: Bei der anschließenden Erörterung der Frage, was denn wohl eigentlich Gerechtigkeit sei, meint Ratzinger, dies sei zwar „eine Frage der praktischen Vernunft; aber damit die Vernunft recht funktionieren kann, muss sie immer wieder gereinigt werden“, da sonst ethische Erblindung drohe.⁽²⁸⁾ Nachdem schon die Liebe eine Reinigung nötig hatte, ist nun also die Reinigung der Vernunft an der Reihe, deren Ausgestaltung man sich schon vorstellen kann, ohne die eigene Phantasie allzu sehr anzustrengen. „An dieser Stelle,“ so erfahren wir nämlich, „berühren sich Politik und Glaube“, denn der Glaube sei „auch eine reinigende Kraft für die Vernunft selbst. Er befreit sie von der Perspektive Gottes her von ihren Verblendungen“ und ermögliche es ihr, „ihr eigenes Werk besser zu tun und das ihr Eigene besser zu sehen.“⁽²⁸⁾ Nun mag es aber in einem Staat Menschen geben, die von der Perspektive Gottes nicht so begeistert sind wie das sein Stellvertreter auf Erden schon berufsbedingt sein sollte, und die daher eine Reinigung der Vernunft durch den Glauben eher als Kontamination ansehen würden. Selbstverständlich dürfen kirchliche Kreise wie alle anderen auch Vorschläge zur Lösung von Problemen un-

terbreiten und damit „auf dem Weg der Argumentation in das Ringen der Vernunft eintreten.“⁽²⁸⁾ Wer aber von vorn herein der Auffassung ist, er könne dazu beitragen, „dass das, was recht ist, jetzt und hier erkannt und dann auch durchgeführt werden kann,“ wer zu wissen glaubt, „was allen Menschen wesensgemäß ist“ und worin „die wahren Ansprüche der Gerechtigkeit“ bestehen, der hat sich hinter einem dogmatisch fundierten Wahrheitsanspruch verschanzt und dem „Ringen der Vernunft“ schon lange den Abschied gegeben. Und wer seine „wahren Ansprüche der Gerechtigkeit“ auf der biblischen Ethik aufbauen will, um durch „ethische Bildung“ zur Reinigung der Vernunft beizutragen ⁽²⁸⁾, sollte auch die eher zweifelhaften und grausamen Seiten dieser Ethik nicht ganz außer Acht lassen.⁴²

Der Dienst der Liebe, so meint Ratzinger weiter, werde immer nötig bleiben, denn „der totale Versorgungsstaat, der alles an sich zieht“ könne eines nicht geben: „die liebevolle persönliche Zuwendung.“⁽²⁸⁾ Man brauche dagegen einen Staat, „der entsprechend dem Subsidiaritätsprinzip großzügig die Initiativen anerkennt und unterstützt, die aus den verschiedenen gesellschaftlichen Kräften aufsteigen“, wozu natürlich auch und ganz besonders die Kirche als „lebendige Kraft“ zu rechnen sei. Da hat er sich eine schöne Hintertür offen gelassen. Üblicherweise geht man nämlich im Rahmen des Subsidiaritätsprinzips davon aus, dass verschiedene Aufgaben so weit wie möglich selbstbestimmt und eigenverantwortlich erledigt werden, auf der untersten und damit dem Problem am nächsten stehenden Ebene. Erst wenn das nicht mehr möglich ist, sollen höhere Ebenen unterstützend eingreifen. Die Selbstbestimmtheit der kirchlichen Insti-

tutionen ist auch für Ratzinger ein hohes Gut, das hat er in seiner Darstellung der Trennlinie zwischen Staat und Kirche unter Beweis gestellt. Die etwas unangenehmere Eigenverantwortlichkeit liegt ihm anscheinend nicht so sehr am Herzen, denn die würde unter anderem auch erfordern, dass sich die Kirche in eigener Verantwortung um die Finanzierung ihrer Initiativen kümmert und nicht nach großzügiger Unterstützung durch den Staat ruft, der zwar finanzieren, sich aber ansonsten nicht einmischen soll. An der Finanzierungspraxis der katholischen Institutionen in Deutschland kann man eine sehr spezifische Form der Subsidiarität bewundern.

Auf die Gefahr hin, in seinen Ausführungen nicht voran zu kommen, teilt uns Ratzinger mit, die Kirche müsse „zur Reinigung der Vernunft und zur Weckung der sittlichen Kräfte“ beitragen, „ohne die rechte Strukturen weder gebaut werden noch auf Dauer wirksam sein können.“(29) Dass Menschen mit eher von der Aufklärung geprägten Einstellungen vielleicht eine andere Vorstellung von sittlichen Kräften und rechten Strukturen haben könnten, interessiert ihn in seinem absoluten Wahrheitsanspruch nicht. Die Liebe, so meint er, müsse auch das politische Wirken der gläubigen Laien „im Sinne einer sozialen Liebe“ prägen (29), wie es der Katechismus der Katholischen Kirche verlange. Tatsächlich lohnt hier ein Blick in den Katechismus, wo man im Artikel über Person und Gesellschaft den folgenden Paragraphen findet: „...es ist daran zu erinnern, dass sich der Mensch dauernd innerlich erneuern muss, um Gesellschaftsveränderungen herbeizuführen, die wirklich im Dienste der Person stehen. Die Bekehrung des Herzens ist an erste Stelle zu setzen. Das enthebt nicht der Pflicht, son-

dern verstärkt sie vielmehr, Institutionen und Lebensbedingungen, falls sie zur Sünde Anlass geben, zu verbessern, damit sie den Normen der Gerechtigkeit entsprechen und das Gute fördern, statt es zu behindern.“⁴³ Viel klarer kann man es nicht mehr sagen. Im Mittelpunkt steht die Bekehrung des Herzens, und die Gesellschaft soll nach dem Prinzip der Sündenvermeidung umgestaltet werden – das hat man unter der liebevollen Reinigung der Vernunft zu verstehen. Welche Veränderungen wirklich „im Dienste der Person stehen“ und welche nur einen vermeintlichen Nutzen bringen, das entscheidet selbstverständlich nicht der Einzelne, dem es vielleicht an gereinigter Vernunft fehlen könnte, sondern die Kirche als unbestechliche Hüterin der Wahrheit.

Ratzinger will nun „einen Blick auf die allgemeine Lage im Ringen um Gerechtigkeit und Liebe in der heutigen Welt werfen“(30) und betont dabei, man werde heute durch den Einsatz der Massenkommunikationsmittel sehr viel genauer als früher über die vielfältige Not auf der ganzen Welt informiert, andererseits stünden aber auch „unzählige Mittel zur Verfügung, um den notleidenden Brüdern und Schwestern humanitäre Hilfe zukommen zu lassen.“(30) In der Zusammenarbeit zwischen staatlichen und kirchlichen Instanzen könnten letztere „mit der Transparenz ihres Wirkens und der treuen Erfüllung ihrer Pflicht, die Liebe zu bezeugen, auch die zivilen Instanzen mit christlichem Geist befruchten.“(30) Wie man im Zusammenhang mit kirchlichen Instanzen allen Ernstes von einer „Transparenz ihres Wirkens“ sprechen kann, ist mir unerfindlich geblieben. Das „Institut für die religiösen Werke“ – ein wundervoller Name für die vatikan-eigene Bank, der an Orwellsche Neu-

sprech-Schöpfungen erinnert⁴⁴ – war beispielsweise immer schon bekannt für die ihm eigene vollkommene Transparenz, vor allem dann, wenn es um Geschäfte mit der Mafia ging oder um die Etablierung des Vatikans als Steuerparadies mit dem Ziel der Geldwäscheförderung.⁴⁵ Und ob Vertreter ziviler Instanzen viel davon halten, „mit christlichem Geist befruchtet“ zu werden, darf in Anbetracht des oben angeführten Katechismus-Auszugs bezweifelt werden.

An Ratzingers Lob des ehrenamtlichen Einsatzes wäre nichts auszusetzen, wenn er ihn nicht wieder auf seine ureigenste Weise überhöhen müsste: Er trage bei den Jugendlichen zu der Bereitschaft bei, „nicht einfach etwas, sondern sich selbst zu geben.“(30) Ehrenamtlich Tätige, ob jugendlich oder nicht, geben viel, sie geben einen Teil ihrer Lebenszeit, sie geben Aufmerksamkeit, sie geben ihre Arbeitskraft – aber sie geben sicher nicht sich selbst, da sie mit sich in aller Regel auch noch etwas anderes anzufangen wissen. So ganz wörtlich ist die Formulierung wohl auch nicht zu verstehen, Ratzinger braucht sie nur, um eine seiner üblichen Alternativen vorbringen zu können. „Der Anti-Kultur des Todes, die sich zum Beispiel in der Droge ausdrückt,“ trete die Liebe entgegen, die „in der Bereitschaft des Sich-Verlierens für den anderen sich als eine Kultur des Lebens erweist.“(30) So sieht er die Welt. Auf der einen Seite das liebende Ehrenamt, in dem man sich für die Menschen verliert, auf der anderen Seite die Anti-Kultur, die Droge, der Tod. Dazwischen nichts, man hat nur die Wahl zwischen den beiden radikalen Endpunkten der Skala. Die Vermutung, dass in der Welt anderer Menschen etwas mehr Platz für Zwischentöne zu finden ist, dürfte nicht

ganz so lebensfremd sein wie Ratzingers radikale Alternative.

Aber warum muss er sie überhaupt aufstellen? Er braucht den Begriff des „Sich-Verlierens“, um das Ehrenamt auf das Evangelium beziehen zu können, genauer gesagt auf das Lukas-Evangelium, wo es heißt: „Wer sein Leben zu bewahren sucht, wird es verlieren; wer es dagegen verliert, wird es gewinnen.“⁴⁶ Diesen Bezug hätte er wohl besser für sich behalten, denn das gesamte Kapitel, aus dem dieser Vers stammt, handelt „vom Kommen des Menschensohns“, also von Jesu Rückkehr auf die Erde, bei der es nicht unbedingt liebevoll zugehen soll. „Aber an dem Tag, als Lot Sodom verließ, regnete es Feuer und Schwefel vom Himmel und alle kamen um. Ebenso wird es an dem Tag sein, an dem sich der Menschensohn offenbart. ... Denkt an die Frau des Lot!“⁴⁷ So heißt es unmittelbar vor der angeführten Stelle über Gewinn und Verlust des Lebens. Eine recht grausame apokalyptische Vision, verbunden mit der unverhohlenen Drohung von Tod und Verderben für alle, die sich nicht an die göttlichen Regeln halten. Wenn er damit Jugendliche zu ehrenamtlicher Tätigkeit motivieren will, wünsche ich ihm viel Erfolg. Ein wahrer „Humanismus, der im Menschen das Ebenbild Gottes erkennt und ihm helfen will, ein Leben gemäß dieser seiner Würde zu verwirklichen,“(30) ist in solchen Auffassungen schwer zu erkennen.

Von derartigen Einwänden unbeeindruckt, stellt sich Ratzinger nun die Aufgabe, „das spezifische Profil der kirchlichen Liebestätigkeit“ zu beschreiben, und scheitert schon in seinem ersten Satz. Das Zunehmen von Hilfsorganisationen erkläre sich letztlich daraus, „dass der Imperativ der Nächstenliebe vom Schöpfer in die Natur

des Menschen selbst eingeschrieben ist.“(31) Damit lässt sich aber keine Zunahme erklären, denn die Erschaffung des Menschen liegt doch schon eine Weile zurück, sodass genug Zeit gewesen wäre, den „Imperativ der Nächstenliebe“ in aller Gründlichkeit auszuleben. Dass gerade in unseren Tagen neue Hilfsorganisationen entstehen, dürfte wohl kaum auf die ursprüngliche Konstruktion des Menschen durch seinen Schöpfer zurückzuführen sein. Ebenso wenig handelt es sich um ein „Ergebnis der Gegenwart des Christentums in unsrer Welt,“(31) denn dieses Christentum beeinflusst die Welt immerhin schon seit etwa 2000 Jahren, und man kann nicht behaupten, dass dieser Einfluss immer oder auch nur überwiegend vom Geist der Nächstenliebe geprägt gewesen wäre.⁴⁸ Dennoch will ich die Existenz tätiger Nächstenliebe in christlichen und auch in kirchlichen Kreisen nicht bestreiten, weshalb die von Ratzinger nun aufgeworfene Frage, welche „konstitutiven Elemente ... das Wesen christlicher und kirchlicher Liebestätigkeit bilden,“(31) nicht von der Hand gewiesen werden kann.

Unser Autor stellt fest, die christliche Liebestätigkeit sei „zunächst einfach die Antwort auf das, was in einer konkreten Situation unmittelbar not tut,“(31) womit sie sich allerdings in keiner Weise von islamisch, jüdisch oder atheistisch geprägter aktiver sozialer Hilfe unterscheidet. Über die freundliche Schutzbehauptung, die karitativen Organisationen der Kirche müssten „das ihnen Mögliche tun, damit die Mittel dafür“ bereitstehen, will ich in Anbetracht der kreativen Methoden der Kirche bei der Erlangung staatlicher Gelder keine Worte mehr verlieren. Es geht ihm aber nicht nur um finanzielle Mittel,

sondern auch um die Menschen, die karitative Aufgaben übernehmen und deren Anforderungsprofil er nun beschreibt: Kompetent müssten sie sein und gut ausgebildet, aber das sei nicht genug. Die Hilfebedürftigen bräuchten nämlich auch und insbesondere Menschlichkeit, die „Zuwendung des Herzens,“ weshalb die eingesetzten Helfer „neben und mit der beruflichen Bildung vor allem Herzensbildung“ aufweisen sollten. Nun wäre gegen den Anspruch, dass Mitarbeiter sozialer Organisationen neben ihrer Fachkompetenz auch über ein wenig Menschlichkeit verfügen sollten, wenig zu sagen, solange man sich nicht genauer ansieht, was unter Ratzingers „Herzensbildung“ zu verstehen ist: Die Helfer „müssen zu jener Begegnung mit Gott in Christus geführt werden, die in ihnen die Liebe weckt, sodass Nächstenliebe für sie nicht mehr ein sozusagen von außen auferlegtes Gebot ist, sondern Folge ihres Glaubens, der in der Liebe wirksam wird.“(31)

Wirklich überraschend ist das nicht. Es darf nicht einfach irgendeine unbestimmte Form von Mitleid und Menschlichkeit vorliegen, die vielleicht aus dem tiefen und dennoch religionslosen Bedürfnis stammen könnten, den Mitmenschen zu helfen. Das reicht nicht. Die Nächstenliebe muss Folge des Glaubens sein, die „Herzensbildung“ kann nur aus der Religion – und das heißt immer: aus der katholischen Religion – abgeleitet werden, denn sonst handelt es sich um nichts weiter als um ein „von außen auferlegtes Gebot.“ Hilfe ohne religiösen Ursprung ist und bleibt Hilfe zweiter Klasse. Das diskreditiert nicht nur alle, die religiös unbelastetes Engagement für ihre Mitmenschen zeigen, sondern öffnet der Heuchelei in kirchlich geführten Institutionen Tür und Tor, weil „die Kir-

chen, besonders die katholische, ... die Bewerber vor allem auch nach dem Kriterium der Loyalität zur jeweiligen Kirche in Gesinnung und Verhalten“ auswählen.⁴⁹ Ratzingers nun folgende Auffassung, das „christliche Liebeshandeln“ sei „nicht ein Mittel ideologisch gesteuerter Weltveränderung“(31), könnte bei dem einen oder anderen zur Verwunderung führen. Schließlich ist auch eine Religion nur eine spezielle Art einer transzendent aufgeäumten Ideologie, und es wäre ein sehr neuer Zug der Kirche, wenn sie auf einmal nicht mehr an religiös fundierter Weltveränderung interessiert wäre. Der bereits zitierte Paragraph 1888 aus dem Katholischen Katechismus spricht eine deutliche Sprache. Seine unhaltbare Meinung hat er wohl auch nur deshalb angeführt, um die religiösen Lehren um so besser gegen die marxistische Ideologie kontrastieren zu können, weil der Marxismus den karitativen Einsatz „als systemstabilisierend denunziert und angegriffen“ habe.(31) Ratzinger bezeichnet das als eine „Philosophie der Unmenschlichkeit“, und ich bin weit davon entfernt, ihm in diesem Punkt zu widersprechen. Auch seine Mahnung, zu einer besseren Welt trage man nur bei, „indem man selbst jetzt das Gute tut“, werden die meisten Vertreter eines säkularen Humanismus unterschreiben können. Die Frage ist nur, was man unter dem „Guten“ verstehen will, und da könnten die Meinungen doch etwas auseinander gehen. Es mag freundlich klingen, den politischen Parteiprogrammen „das Programm des barmherzigen Samariters, das Programm Jesu“(31) entgegen zu setzen, man sollte aber doch einen genaueren Blick auf dieses Programm werfen. Die Geschichte des barmherzigen Samariters findet sich tatsächlich nur im Lukas-Evangelium, wäh-

rend man Beispiele gegensätzlicher Auffassungen aus dem Munde Jesu in schöner Einträchtigkeit in allen synoptischen Evangelien antrifft. Nicht nur, dass Jesus seinen Jüngern, als er ihnen Anweisungen für die Mission gibt, explizit verbietet, auch nur eine Stadt der Samariter zu betreten, was das berühmte Barmherzigkeitsgleichnis doch etwas entwertet.⁵⁰ Nein, er stößt am Ende dieser Instruktion eine seiner gar nicht seltenen finsternen Drohungen gegen alle Orte aus, die keine Begeisterung für die Lehre der Jünger aufbringen können und sagt: „Dem Gebiet von Sodom und Gomorra wird es am Tag des Gerichts nicht so schlimm ergehen wie dieser Stadt.“⁵¹ Matthäus ist dieser Aspekt der jesuanischen Nächstenliebe sogar so wichtig, dass er die Äußerung im nächsten Kapitel gleich noch einmal anführt, und auch bei Markus und Lukas ist sie in aller Deutlichkeit zu finden.⁵² Das Programm Jesu – ein Programm tätiger Nächstenliebe? Ich darf die unvoreingenommene Lektüre des Gleichnisses vom anvertrauten Geld empfehlen, das man bei Lukas und bei Matthäus findet⁵³, insbesondere das jeweilige Ende, wo – bei Lukas – Feinde vor den Augen des Königs niedergemacht bzw. – bei Matthäus – schlechte Diener in die äußerste Finsternis geworfen werden, damit sie heulen und mit den Zähnen knirschen. Auf wen der Vorwurf einer „Philosophie der Unmenschlichkeit“ zurück fällt, mag dann jeder selbst entscheiden.

Da er nun die Ideologiefreiheit des kirchlichen Wirkens erwiesen hat, erläutert Ratzinger, die kirchlich motivierte Nächstenliebe sei umsonst und werde „nicht getan, um damit andere Ziele zu erreichen.“(31) Das darf man getrost bezweifeln, weil er selbst in seiner späteren Sozial-

enzyklika über die „Liebe in Wahrheit“ die katholische Soziallehre als Instrument und unverzichtbaren Ort der Erziehung zum Glauben bezeichnet hat,⁵⁴ und weil der alles überblickende Gott doch sehr dazu neigt, seine Liebe zum Menschen schnell wieder zu vergessen, wenn die geliebten Menschen nicht nach seinem Willen handeln. Unser Autor sieht seine Versicherung dann auch nicht gar so eng und schränkt sie dahingehend ein, das karitative Wirken müsse keineswegs „Gott und Christus beiseite lassen,“ denn „oft ist gerade die Abwesenheit Gottes der tiefste Grund des Leidens.“(31) Nun ist es unbestritten, dass es auch Fälle religiöser Not gibt, wobei zu klären wäre, warum nicht Gott selbst etwas gegen seine jeweilige Abwesenheit tun kann. Man muss sich aber fragen, ob Ratzinger auch in den Fällen, die ein theologisch nicht ganz so tief denkender Mensch mit Leid identifizieren würde – wie zum Beispiel Krankheit, Armut, Folgen von Naturkatastrophen oder Krieg –, den tiefsten Grund des Leidens in der Abwesenheit Gottes sieht. Mit solchen Details hält er sich natürlich nicht auf, sondern verweist darauf, dass „die beste Verteidigung Gottes und des Menschen eben in der Liebe“ bestehe,(31) weshalb die Vertreter der karitativen Organisationen der Kirche durch ihr Handeln „glaubwürdige Zeugen Christi werden.“(31) Es könnte aber sein, dass die Vertreter anderer, religiös unbelasteter oder anders belasteter Organisationen ganz ähnlich handeln und sogar auf jede ideologische Beeinflussung bei den Hilfsbedürftigen verzichten. Als glaubwürdige Zeugen Christi kann man sie dann wegen ihres fehlenden christlichen Hintergrundes wohl kaum bezeichnen. Warum dann der angebliche Verzicht auf „Proselytismus“ ein besonderes Kenn-

zeichen der „kirchlichen Liebestätigkeit“ sein soll, vermag uns Ratzinger nicht zu erklären.

Das muss ihn nicht daran hindern, sich im Folgenden den Trägern des karitativen Handelns der Kirche zuzuwenden. „Das eigentliche Subjekt der verschiedenen katholischen Organisationen“ sei immer die Kirche selbst, wobei aus strukturellen Gründen die Hauptverantwortung bei den Bischöfen liege.(32) Zum wiederholten Mal betont er, Kirche sei „ein Ort der Dienstbereitschaft für alle der Hilfe Bedürftigen, auch wenn diese nicht zur Kirche gehören:“(32) Die Pflicht zu karitativem Tun sei ein Wesensauftrag der Kirche und des Bischofs, womit er nichts Neues berichtet. Bischöfe können aber nicht alles alleine erledigen, weshalb auch die Mitarbeiter der Organisationen ein Wort verdienen. Wer nun die Hoffnung hegt, die unbedingte Festlegung der Mitarbeiter auf das christliche Bekenntnis würde vielleicht ein wenig abgeschwächt, weil ja auch Mitarbeiter Bedürftige sein könnten, die nicht zur Kirche gehören, wird bitter enttäuscht. Sie müssen sich, so hören wir, „von dem Glauben führen lassen, der in der Liebe wirksam wird,“ Christus müsse ihr Herz „mit seiner Liebe gewonnen haben,“ und „wer Christus liebt, liebt die Kirche und will, dass sie immer mehr Ausdruck und Organ seiner Liebe sei.“(33) Deutlicher geht es nicht mehr. Mitarbeiter kirchlicher karitativer Organisationen kann nur sein, wer von Christus gewonnen wurde, und der Beweis ist auf einfache Weise zu erbringen: „Wer Christus liebt, liebt die Kirche“ und wird ihr selbstverständlich auch angehören wollen. Die Kirche nicht zu lieben, impliziert nach diesem gewagten Lehrsatz zwingend, auch Christus nicht zu lieben; wahrer Glaube, wahres Christentum

ist nur im Schoß der Kirche zu erlangen, und da es ohne Liebe zu Christus auch mit der Nächstenliebe nicht weit her ist, darf man kirchenfernen Menschen keine Mitarbeit in karitativen Organisationen anvertrauen. Es genügt nicht, dass ein sozial engagierter und auch noch kompetenter Mensch helfen will. Solange er nicht „durch sein Teilnehmen am Liebestun der Kirche Zeuge Gottes und Christi sein“ will (33), kann er sich die Mühe einer Bewerbung sparen. Wieso man allerdings gerade auf diese klerikal imprägnierte Weise „absichtslos den Menschen Gutes tun“ kann, obwohl Ratzinger die missionarische Absicht nicht einmal ansatzweise verdeckt, bleibt ein wenig unklar. Man kann für ihn nur hoffen, dass seine Einstellungspraxis nicht während des Jüngsten Gerichts zur Sprache kommen wird. „Denn ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen“ – so spricht der göttliche Richter zu den Gerechten, und: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“⁵⁵ Das unterscheidet sich kaum von einem Satz der Art „Ich war arbeitsloser Pädagoge ohne Taufschein und ihr habt mich eingestellt“; auch das wäre offenbar ganz im Sinne des Weltrichters, der ja angeblich seine Liebe ohne Ansehen der Person allen Menschen schenkt. So viel Nächstenliebe ist auf kirchlicher Seite nicht vorgesehen und die Konsequenzen für die Verantwortlichen sind klar. „Und sie werden weggehen und die ewige Strafe erhalten.“⁵⁶ Wie Ratzinger am Jüngsten Tage mit dem Weltgericht zurecht kommt, muss er allerdings selbst wissen; ich will ihm da keine Vorschriften machen.

Er versucht nun noch einmal, das Besondere des kirchlichen Dienstes heraus zu stellen, indem er sagt, er müsse „unter Berücksichtigung des spezifischen Profils des Dienstes geschehen, den Christus von seinen Jüngern erwartet.“(34) Zustimmend zitiert er den Apostel Paulus mit seinen bekannten Worten: „Wenn ich meine ganze Habe verschenkte und wenn ich meinen Leib dem Feuer übergäbe, hätte aber die Liebe nicht, nützte es mir nichts,“⁵⁷ und meint damit natürlich ausschließlich eine Liebe, „die sich von der Begegnung mit Christus nährt.“(34) Das hatten wir schon. Jede Form von Aktivität, die sich zwar den Menschen zuwendet und ihnen helfen will, aber nicht von christlicher, besser natürlich von speziell katholischer Liebe motiviert wird, nützt nichts. Immer wieder laufen Ratzingers Ausführungen auf religiös bedingte Arroganz hinaus. Nun ist er aber schon einmal in Fahrt und will noch einen Schritt weiter gehen. Wenn denn schon echte Hilfe nur christliche Hilfe sein kann, so wird auch der echte Helfer erkennen, dass sein Auftrag Gnade ist und „dass er nicht aufgrund eigener Größe oder Leistung handelt, sondern weil der Herr es ihm gibt,“ er ist „letzten Endes nur Werkzeug in der Hand des Herrn,“ denn „Gott regiert die Welt, nicht wir.“(35) Wozu also der ganze Aufwand? Wenn Gott ohnehin die Welt regiert, könnte er sie auch wieder in Ordnung bringen. Und ob jemand bereit sein wird, seinen Mitmenschen zu helfen oder nicht – das ist nach Ratzingers Meinung nur Auswirkung vorhandener oder eben fehlender Gnade des allgütigen Gottes, der sich seine Werkzeuge so aussucht, wie er will. „Wir dienen ihm nur, soweit wir können und er uns die Kraft dazu gibt.“ Schön, dass wir von jeder eigenen Verantwortung entho-

ben sind, weil wir uns immer darauf berufen können, dass Gott uns die Kraft zum Handeln nicht gegeben hat. Ganz im Sinne einer Prädestinationslehre macht uns Gott zu Werkzeugen verschiedener Art, wofür wir nichts können und wogegen wir uns auch nicht wehren können, und würdigt uns damit zu genau dem Herab, was das Lukas-Evangelium so deutlich verrät: „Unnütze Knechte sind wir“,⁵⁸ zitiert Ratzinger, und merkt gar nicht, was er da tut, zumal seine eigene Übersetzung recht verharmlosend wirkt. „Wenn einer von euch einen Sklaven hat,“ so heißt es im Gleichnis vom unnützen Sklaven, „der pflügt oder das Vieh hütet, wird er etwa zu ihm, wenn er vom Feld kommt, sagen: Nimm gleich Platz zum Essen? Wird er nicht vielmehr zu ihm sagen: Mach mir etwas zu essen, gürt dich und bediene mich; wenn ich gegessen und getrunken habe, kannst auch du essen und trinken. Bedankt er sich etwa bei dem Sklaven, weil er getan hat, was ihm befohlen wurde? So soll es auch bei euch sein: Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen wurde, sollt ihr sagen: Wir sind unnütze Sklaven; wir haben nur unsere Schuldigkeit getan.“⁵⁹ Christliches Menschenbild, Ratzingers Menschenbild: der Mensch als unnützer Sklave des Herrn. So viel zur christlichen Menschenliebe. Ratzinger möchte es aber nicht nur bei der Beschreibung der Anforderungen an die christlichen Helfer belassen, sondern ihnen auch selbst ein wenig Hilfe an die Hand geben. „Der lebendige Kontakt mit Christus“ sei „die entscheidende Hilfe, um auf dem rechten Weg zu bleiben,“⁽³⁶⁾ und dieser Kontakt lasse sich über das Gebet vermitteln: „Das Gebet als die Weise, immer neu von Christus her Kraft zu holen, wird hier zu einer ganz praktischen Dringlichkeit.“⁽³⁶⁾ Bezogen auf religiöse Men-

schen, von denen Ratzinger hier spricht, ist dagegen nichts zu sagen, denn kaum jemand wird die mögliche Wirkung eines Gebets auf einen Gläubigen bestreiten wollen. Nur bei der Auswahl seiner Kronzeugin hätte er vielleicht etwas mehr Vorsicht walten lassen sollen. Ohne Zweifel hat „die selige Teresa von Kalkutta“ nach ihren Worten durch das Gebet „eine innige Verbindung zu Gott in unserem Alltagsleben“ erhalten, doch die Ausgestaltung dieser Verbindung ist einigermaßen umstritten. In ihrem Sterbehaus in Kalkutta fand man über dem Eingangstor den Satz „Der höchste Zweck des menschlichen Lebens besteht darin, in Frieden mit Gott zu sterben,“⁶⁰ und daran scheint sie sich tatsächlich orientiert zu haben. Schmerzmittel mochte sie ihren Kranken nicht geben, da man durch das Leid näher an Jesus Christus sei, die medizinischen und hygienischen Verhältnisse waren wesentlich schlechter, als sie auf Grund der Finanz- und Spendenlage hätten sein müssen, aber Teresa empfand äußerste Armut als hilfreich auf dem Weg zu Gott, und große Teile der Spendengelder sind niemals bei den Armen von Kalkutta angekommen. Dass sie Sterbende ohne deren Einverständnis katholisch taufen ließ und die Schmerzen einer Krebspatientin – wie Teresa gern selbst erzählte – als Kuss von Jesus bezeichnete, passt ins Bild. Es ging hier nicht um konkrete Hilfe für die Kranken und sterbenden Menschen, sondern um Hilfe auf dem schwierigen Weg zu Gott, dem sich alles Irdische unterordnen musste.⁶¹ An ihrem Beispiel zeigt sich, wohin die Kraft des Gebets führen kann, wenn hinter dem Gebet ein unerschütterlicher und fundamentalistischer Glaube steckt.

Ratzinger stört so etwas natürlich nicht, er teilt uns mit, es sei an der Zeit, „die Bedeutung des Gebets erneut zu bekräftigen.“(37) Natürlich könne der Betende Gott nicht beeinflussen oder gar „verbessern, was Gott vorgesehen hat.“ Nein, er bitte nur darum, dass Gott „mit dem Trost seines Geistes in ihm und in seinem Wirken gegenwärtig sei.“(37) Der Betende soll also, um das etwas deutlicher zu formulieren, die von Gott, dem allmächtigen Weltenherrscher geschickte Not klaglos akzeptieren und dann noch bei dem Verursacher des Übels Trost suchen, weil man ja durch ein Gebet ohnehin nichts ändern kann. Als mildernden Umstand muss man Ratzinger wohl zugute halten, dass er keine andere Wahl hat; er muss die Dinge so sehen, wenn er nicht in die Klauen des Theodizee-Problems geraten will, wenn er nicht die Frage ernst nehmen will, warum denn so viel Hilfe und Zuwendung überhaupt nötig ist in einer Welt, die von einem allmächtigen und allgütigen Gott so großartig regiert wird. In der Tat: „Eine echt religiöse Grundhaltung vermeidet, dass der Mensch sich zum Richter Gottes erhebt und ihn anklagt, das Elend zuzulassen, ohne Mitleid mit seinen Geschöpfen zu verspüren.“(37) Da hat er ganz recht; bedauerlicherweise legt eine „religiöse Grundhaltung“ der kritischen Vernunft völlig überflüssige Fesseln an, um nicht selbst ins Wanken zu geraten und zugeben zu müssen, dass Gottes Verhalten seinen Geschöpfen gegenüber nicht ganz den Grundsätzen der Nächstenliebe entspricht. Diese Folgerung kann und darf Ratzinger nicht ziehen, immerhin verfügt er über eine intakte „echt religiöse Grundhaltung“. Statt dessen stellt er dem ergebenen Gläubigen den kritisch Fragenden gegenüber und meint, wer sich anmaße,

„unter Berufung auf die Interessen des Menschen gegen Gott zu kämpfen – auf wen soll er sich verlassen, wenn das menschliche Handeln sich als machtlos erweist?“(37)

Man steht voller Staunen vor solchen Immunisierungskünsten. Ja, auf wen soll sich der Mensch wohl verlassen, wenn er von der Existenz eines allmächtigen Gottes ausgeht, der ihn mit Not und Elend überzieht und keinen Finger zu seiner Hilfe rührt? Auf diesen Gott sicher nicht, denn der regiert voller Willkür die Welt mit den schlimmen Folgen, die wir alle kennen. Vielleicht könnte aber der Mensch in Anbetracht des Übels in der Welt auf die Idee kommen, dass kein Gott sie verursacht hat, weil es keinen Gott gibt, und dass man sich deshalb auch nicht auf ihn verlassen kann. Ratzinger setzt einfach voraus, man wolle „gegen Gott kämpfen“, womit schon die Existenz dieses Gottes akzeptiert und man wieder bei allen Schwierigkeiten der Theodizee angelangt wäre.

Es ist auch klar, warum Ratzinger sowohl Hiob als auch Jesus großzügig zugesteht, ihren Schmerz über Gottes grausame Handlungsweise hinaus zu schreien.(38) Mit Sätzen wie „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ geht man noch immer von der Existenz Gottes aus, die auf keinen Fall in Frage gestellt werden darf, und wird genau deshalb von Ratzinger mit dem zynischen Ratschlag allein gelassen, sich auf den Gott zu verlassen, von dem das Leid, von dem der Schmerz ausgeht. Wenn es zutrifft, dass „sogar unser Schreien, wie das Jesu am Kreuz, die äußerste und tiefste Bestätigung unseres Glaubens“ an Gottes Souveränität ist (38), dann ist es schwer zu sehen, wieso „Gott ein Vater ist und uns liebt, auch wenn uns sein Schweigen unver-

ständig bleibt,“(38) obwohl er es in aller göttlichen Gelassenheit fertig bringt, seine geliebten Kinder in schlimmste Not zu stürzen. Sogar Ratzinger merkt, dass er hier auf Verständnisschwierigkeiten stoßen könnte und zieht sich auf eine Antwort des heiligen Augustinus zurück: „Wenn du ihn verstehst, dann ist er nicht Gott.“(38) Perfekter kann man sich nicht immunisieren. Gott ist gleichzeitig liebender Vater und Verursacher schlimmster Leiden, was nicht so recht zusammen passt und was niemand verstehen kann – aber gerade an dieser Unverständlichkeit erkennt man Gott. Ich möchte daran erinnern, dass Ratzinger dem Glauben eine reinigende Rolle für die Vernunft zugesprochen hat. In Anbetracht der Vernunftleistungen, die man bei seinem Umgang mit der Theozee beobachten darf, kann ich nur empfehlen, diesen Reinigungsgang zurück zu weisen.

Ich gebe zu: die „Demut, die Gottes Geheimnis annimmt und ihm auch im Dunklen traut,“(39) kann ich nicht aufbringen, da es mir sogar bei Heiligkeit schon an Vertrauen in einen Gott mangelt, der seine Grausamkeit und Willkür in seiner eigenen Heiligen Schrift immer wieder unter Beweis gestellt hat. „Die Liebe,“ da hat Ratzinger recht, „ist möglich“, aber sicher nicht, „weil wir nach Gottes Bild geschaffen sind,“(39) denn einem Menschen, der sich nach dem Bild des biblischen Gottes verhält, möchte man weder im Hellen noch im Dunklen begegnen.

Mit dem Appell, „die Liebe zu verwirklichen und damit das Licht Gottes in die Welt einzulassen,“ – zwei Forderungen, die sich eher widersprechen dürften – endet der zweite Hauptteil der Enzyklika. In einem kurzen Schlusswort geht Ratzinger auf das leuchtende Beispiel der Heiligen

ein und kommt zu dem Schluss, sie „seien die wahren Lichtträger der Geschichte, weil sie Menschen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe sind,“(40) eine historische Einschätzung, zu der ich mir jeden Kommentar erspare. Auch seine anschließende hymnische Würdigung der Rolle Marias, die in einem abschließenden Gebet mündet (41,42), kann ich hier übergehen, sie trägt zu seinen bisherigen Ausführungen nichts Neues bei und zeigt nur zum wiederholten Mal seine Fähigkeit, weitreichende Schlussfolgerungen aus wenigen Bibelstellen zu ziehen.

Seine Ergebnisse lassen sich in wenigen Worten zusammen fassen. Im ersten Teil wollte er die Liebe dem Reglement des Glaubens unterwerfen, da sie sonst ihr wahres Wesen verfehlt, und hat insbesondere die Nächstenliebe als einen zentralen Teil des christlichen Glaubens identifiziert. Dass er sich dazu einer ausgesprochen selektiven Bibellektüre bedienen musste, hat ihn nicht weiter gestört. Im zweiten Teil hat er immer wieder auf die zentrale Rolle der Kirche hingewiesen, ohne die er echte und wesensgemäße Nächstenliebe für unmöglich hält, dem Glauben ohne jedes Argument eine reinigende Kraft für die Vernunft attestiert und den Mitarbeitern kirchlicher Organisationen deutlich zu verstehen gegeben, was sie zu glauben und wie sie zu lieben haben. Nachweisen wollte er, dass wahre Liebe sowohl im Sinne des Eros als auch der Agape ohne den Glauben an Gott und Christus unmöglich ist. Wirklich nachgewiesen hat er nur, dass ihm jede Begründung für seine Auffassungen fehlt.

Literatur:

Buggle (2004): Franz Buggle, Denn sie wissen nicht, was sie glauben, Alibri-Verlag, Aschaffenburg, 2004

Chatterjee (2007): Interview mit Aroup Chatterjee, Frankfurter Rundschau, 5. September 2007, S. 48

Deschner (1996): Karlheinz Deschner, Abermals krähte der Hahn, btb Verlag, 1996

Frerk (2010): Carsten Frerk, Violettbuch Kirchenfinanzen: Wie der Staat die Kirchen finanziert, Alibri-Verlag, Aschaffenburg, 2010

Hübsch (2011): Hadayatullah Hübsch, Wer Hass predigt, verrät den Propheten Mohammed, in: Berliner Morgenpost, <http://mobil.morgenpost.de/web-wissen/article1612931/Wer-Hass-predigt-verraeten-Propheten-Mohammed.html?pg=0>, Artikel erschienen am 18.4.2011

Katechismus (1992): Katechismus der Katholischen Kirche, erhältlich über <http://www.priesternetzwerk.net/gfx/pdf/KKK.pdf>

Orwell (1949): George Orwell, 1984, Ullstein Taschenbuch, Berlin, 2009 (Originalausgabe 1949)

Raffalt (1986): Reinhard Raffalt, Große Kaiser Roms, Serie Piper, München, 1986

Ratzinger (2006): Joseph Ratzinger (Benedikt XVI.), Gott ist die Liebe: Die Enzyklika „Deus Caritas est“. Verlag Herder, Freiburg, 2006. Auch erhältlich über <http://www.vatikan.va>

Ratzinger (2009): Joseph Ratzinger (Benedikt XVI.), Liebe in Wahrheit. Caritas in Veritate, Sankt Ulrich Verlag, Augsburg, 2009. Auch erhältlich über <http://www.vatikan.va>

Rießinger (2010): Thomas Rießinger, Päpstliche Ökonomie, in: Aufklärung und Kritik 4/2010 und 1/2011, Nürnberg, 2010/2011

Streminger (1999): Gerhard Streminger, Eine Kritik der christlichen Ethik, in: Aufklärung und Kritik 1/1999, Nürnberg, 1999

Scheer (2009): T.S: Scheer (Hrsg.), Tempelprostitution im Altertum, Verlag Antike, Mainz, 2009

Schlamp (2012): Hans-Jürgen Schlamp, „Vakileaks“, Enthüllungen vom Heiligen Stuhl, in: Spiegel Online, <http://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/0,1518,815706,00.html>, Artikel erschienen am 17.2.2012

Terzani (1996): Tiziano Terzani, Eine Heilige erster Klasse, in: Der Spiegel 47, 1996, erreichbar unter <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-9121882.html>

Anmerkungen:

¹ So zum Beispiel in Hübsch (2011)

² Die angeführten Bibelzitate entnehme ich, sofern sie nicht direkt aus der Enzyklika übernommen sind, der Einheitsübersetzung, die man z.B. unter <http://www.uibk.ac.at/theol/leseraum/bibel> findet. Die Bibelstellen sind nach dem üblichen Muster geordnet; so bezeichnet beispielsweise Markus 10, 47-52, das Evangelium nach Markus, Kapitel 10, Verse 47 bis 52.

³ 1.Korintherbrief, 13,1 und 13,13

⁴ Ratzinger (2009)

⁵ Rießinger (2010)

^{5a} Ratzinger (2006)

⁶ 1. Johannesbrief, 4, 16

⁷ 1. Johannesbrief, 4, 10

⁸ Johannes 3, 16

⁹ Die Enzyklika besteht aus 42 fortlaufend nummerierten Abschnitten. Die in Klammern angegebenen Zahlen beziehen sich jeweils auf den Abschnitt, in dem die zitierte Stelle zu finden ist.

¹⁰ Deuteronomium 7, 1-2

- ¹¹ Sehr genau beschrieben in Buggle (2004), S. 120 ff
- ¹² Genesis 39, 6-7
- ¹³ 2. Buch Samuel 11,4
- ¹⁴ 1. Korintherbrief 7, 2-3
- ¹⁵ 1. Korintherbrief 7, 32-34
- ¹⁶ 1. Korintherbrief 6, 18-19
- ¹⁷ vgl. Scheer (2009). Diese Auffassung wird allerdings nicht erst seit 2009 vertreten.
- ¹⁸ 1. Buch der Könige, 22, 47
- ¹⁹ Genesis 19
- ²⁰ Genesis 2, 18
- ²¹ Genesis 2, 20
- ²² Genesis 2, 23
- ²³ Genesis 2, 24
- ²⁴ Epheserbrief 5, 22
- ²⁵ Matthäus 25, 31-46
- ²⁶ Matthäus 25, 46
- ²⁷ 1. Johannesbrief, 4, 20
- ²⁸ Lukas 14, 26
- ²⁹ Matthäus 15, 22-26
- ³⁰ Römerbrief 1, 18-32
- ³¹ 1. Korintherbrief 16, 22
- ³² Apostelgeschichte 2, 42-44
- ³³ Nachzulesen beispielsweise in Frerk (2010)
- ³⁴ Nach dem Kirchenhistoriker Sozomenos, hier zitiert nach dem Wikipedia-Artikel über Julian.
- ³⁵ Raffalt (1986), S. 284
- ³⁶ 2. Brief an Timotheus 4, 14
- ³⁷ Johannes 15, 5-6
- ³⁸ 2. Johannesbrief 1, 10-11
- ³⁹ Ratzinger (2009)
- ⁴⁰ ebd., Abschnitt 12
- ⁴¹ ebd., Abschnitt 15
- ⁴² Schöne Beispiele zu dieser Ethik findet man in Buggle (2004) und in Streminger (1999).
- ⁴³ Katechismus (1992), Paragraph 1888
- ⁴⁴ In seinem angegebenen Roman „1984“
- ⁴⁵ vgl. dazu Schlamp (2012)
- ⁴⁶ Lukas 17, 33
- ⁴⁷ Lukas 17, 19-32
- ⁴⁸ vgl. dazu Deschner (1996) oder ausführlicher seine zehnbändige „Kriminalgeschichte des Christentums“.
- ⁴⁹ Buggle (2004), S. 299
- ⁵⁰ Matthäus 10, 5
- ⁵¹ Matthäus 10, 15
- ⁵² In Markus 6, 11 und Lukas 10, 12
- ⁵³ Lukas 19, 11-27, Matthäus 25, 14-30
- ⁵⁴ Ratzinger (2009), Abschnitt 15
- ⁵⁵ Matthäus 25, 35 und 40
- ⁵⁶ Matthäus 25, 46
- ⁵⁷ 1. Korintherbrief 13, 3
- ⁵⁸ Lukas 17, 10
- ⁵⁹ Lukas 17, 7-10
- ⁶⁰ Terzani (1996)
- ⁶¹ Dazu beispielsweise Chatterjee (2007)